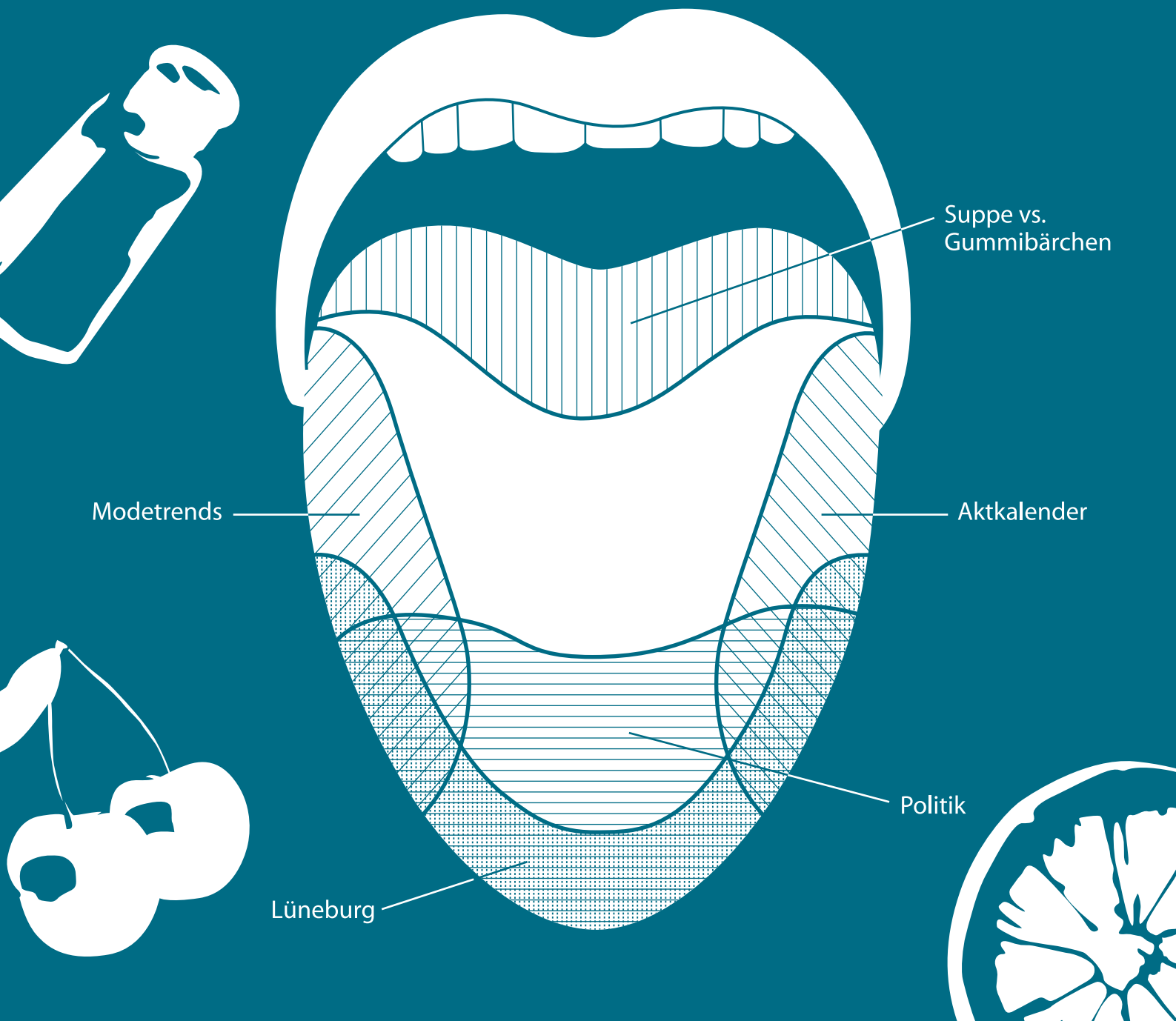


UNIVATIIV

Das Lüneburger Hochschulmagazin

Eine Frage des Geschmacks



ine +++ Termine +++ Termine +++ Termine +++ T

Die wichtigsten Daten auf einen Blick

Oktober - Dezember 2007

CAMPUS

- 08.-12.10. Einführungstage
15.10. Beginn der Vorlesungszeit
24.12.-04.01. Weihnachtsferien

CAMPUS LIFE

- 13.10. Flohmarkt im Vamos!
Aufbau: 09.00 Uhr, Beginn: 10.00 Uhr
27.10. Flohmarkt im Vamos!
Aufbau: 09.00 Uhr, Beginn: 10.00 Uhr
16.-17.11. "Business Case for Sustainability"
Konferenz zum Thema Nachhaltigkeit
undgesellschaftliche und ökologische
Verantwortung von Unternehmen
Uni-Campus

PARTY

- 10.10. Erstsemesterparty im Vamos!
Beginn: 22.00 Uhr
18.10. Semesteranfangsparty im Vamos!
Beginn: 22.00 Uhr
19.10. Vamos! sucht den Singstar
Beginn: 22.00 Uhr
24.10. LeuSTARna – Die Talentshow im Vamos!
Beginn: 22.00 Uhr
25.10. Die StudentenPartyNacht im Vamos!
Beginn: 22.00 Uhr

MUSIK

- 13.10. Ulita Knaus mit Band
Café Ventuno, Beginn: 20.00 Uhr
31.10. lunatic lounge
Hausbar, Beginn: 20.00 Uhr
02.11. lunatic WarmUp Party
Wunderbar, Beginn: 19.00 Uhr
18.11. Revolverheld und Gäste:
CHAOSTHEORIE TOUR 2007
im Vamos!
Einlass: 19.00 Uhr, Beginn: 20.00 Uhr

KULTUR

- 04.11. Das ???-Vollplaybacktheater:
Die drei ??? und der Super-Papagei
im Vamos!
Einlass: 18.00 Uhr, Beginn: 19.00 Uhr
07.11. Lesung "Die sonderbare Karriere der Frau
Choi"

Heine-Haus (Am Markt), Beginn: 20.00 Uhr

- 07.11. Paul Panzer: Heimatabend deluxe
im Vamos!
Einlass: 19.00 Uhr, Beginn: 20.00 Uhr
16.11. "Literarisches Diner" mit Joachim Kuntzsch
4-Gänge-Menü mit literarischem
Rahmenprogramm
Café 9 (Uni Campus), Beginn: 19.00 Uhr
19.11. PingPong – "Critical Whiteness Studies –
neue Aspekte der Rassismustheorien"
mit Dr. Steffi Hobuß und Gästen
Hausbar, Beginn: 19.00 Uhr
21.11. Lesung "Kippenberger. Der Künstler und
seine Familien"
Heine-Haus (Am Markt), Beginn: 20.00 Uhr
24.11. Poetry Slam
Hausbar, Beginn: 20.00 Uhr
30.11.-01.12. Saraja und Morius – Das Weihnachtsmusical
Rudolf-Steiner-Schule Lüneburg,
Beginn: 20.00 Uhr
02.12. Hennes Bender: Egal gibt's nicht
im Vamos!
Einlass: 18.00 Uhr, Beginn: 19.00 Uhr
03.12. Literaturtreff - Buchtipps zu Weihnachten
Heine-Haus (Am Markt), Beginn: 20.00 Uhr
05.12. Saraja und Morius – Das Weihnachtsmusical
Kulturforum Gut Wienebüttel,
Beginn: 20.00 Uhr
10.12. Kaya Yanar: Made in Germany
im Vamos!
Einlass: 19.00 Uhr, Beginn: 20.00 Uhr

LÜNEBURG

- 04.11. Verkaufsoffener Sonntag
13.00 - 18.00 Uhr
08.11. Martinimarkt
10.11. 7. Nacht der Clubs Lüneburg
28.11.-23.12. Weihnachtsmarkt Lüneburg
01.-02.12 Historischer Christmarkt Lüneburg

HAMBURG

- 09.11.-9.12. Hamburger DOM
Heiligengeistfeld

Alle Angaben ohne Gewähr.

Editorial

► Eine Frage des Geschmacks

Vor kurzem war ich mit einer Freundin auf einer Veranstaltung. Beim Stöbern durch die Merchandising Meile fiel unser Blick auf einen Stand mit unglaublich hässlichen Produkten. Wir bekamen uns gar nicht mehr ein vor Lästereien, wie grausam diese Dinge aussahen und fragten uns lachend, wer das wohl kaufen würde. Ein wahrer Augengraus. Etwas später stieß eine Bekannte zu uns und kramte unter den Worten „schaut mal, was ich mir gekauft habe“ eines von diesen abscheulichen Produkten aus ihrer Tüte. Ich murmelte etwas wie ein „Ohh“ und dachte nur im Stillen „zum Glück sind Geschmäcker unterschiedlich“.

Man kann sich nicht immer erklären, warum einer Person etwas gefällt, was die andere verschmäht. Geschmack kann vieles sein. Er ist das was den Menschen nicht nur durch sein Äußeres von den anderen unterscheidet sondern macht ihn erst zu einer eigenen und unverwechselbaren Persönlichkeit.

Aus dieser Perspektive versuchen wir die 52. Ausgabe der Univativ zu beleuchten und stellen uns zu Beginn der Frage, ob der Geschmack unser menschliches Urteilsvermögen legitimieren kann und darf. Wie das in der Praxis aussieht, lässt sich anhand des Vergleiches zeigen, wie unterschiedlich sich die Geschmäcker im Bereich der Mode im Verlauf von Jahrzehnten entwickelt haben. Nicht nur wir jungen Erwachsenen geben unseren Geschmack durch unsere Lebensform zu erkennen, auch die Kinder zeigen deutlich was ihnen gefällt und was nicht. Und das manchmal klarer, als Eltern es gerne hätten. Im „Parents' Corner“ zeigen wir auf, wie man trotz gesunder Ernährung die Kinderteller leer bekommt.

Unabhängig vom Titelthema darf natürlich der Blick auf unseren Campus nicht fehlen, welcher dieses Mal einige Enthüllungen zu bieten hat. Komplett enthüllt wurden Lüneburger Studierende für einen Aktkalender abgelichtet. Passend dazu beschäftigt sich eine Studie mit dem Paarungsverhalten Lüneburger Studierender.

Neben Geschmack, Lebensstil und nackter Haut bieten wir in dieser Ausgabe selbstverständlich auch wieder eine Menge Informationen zur aktuellen Hochschulpolitik und zum Thema Kultur. Wir hoffen dass unsere neue Ausgabe euren Geschmack trifft und wünschen allen höheren Semestern und den Leuphana-Erstis einen schönen Start ins Wintersemester.

*Svenja Kühlke
(für die Redaktionsleitung)*

Werbeanzeige

Werbeanzeige

Werbeanzeige

Inhaltsverzeichnis

► TITEL

- 06 **Geschmack als Legitimation der Urteilskraft**
Brauchen wir neue Urteilsmaßstäbe?
- 08 **Der Mode auf der Spur**
Geschmack, Trend und Lebensgefühl

► CAMPUS

- 10 **Kaffeekränzchen im Ritz-Carlton?**
Daniel Libeskind: Berufung des „Star“-Architekten wirft viele Fragen auf
- 12 **Kommentar: Libeskind – eine Berufung mit Beigeschmack**
- 12 **Hochschulpolitik in Kürze**
- 13 **Ein Freund, ein guter Freund ...**
Warum Österreichs Außenministerin für Leuphana wirbt
- 14 **Zum Paarungsverhalten Lüneburger Studierender**
Akademikern werden niedrige Geburtenraten vorgeworfen – was tun wir dagegen?
- 15 **„Ist das in der ersten Reihe nicht der April-Typ?“**
Die nackte Wahrheit: Unsere Studis ziehen sich aus
- 16 **Snob. Schnösel. Fatzke.**
Der Golfsport hat endlich ein paar passendere Klischees verdient. Unser Vorschlag: Golf macht schön, sexy, erfolgreich und intelligent.
- 17 **MOIN, MOIN AIESEC!**
Ein Bericht über die erste MOIN an der Universität Lüneburg

► GLOBETROTTER

- 19 **Die Krallen Prags**
Prag-Exkursion des Seminars „Kultureller Ort Prag“ vom 7. bis 11. Juni 2007
- 20 **Der Jakobsweg zwischen Kultur und Kommerz**
Ein Pilger, 1000 Kilometer und noch mehr Gedanken

► PARENTS' CORNER

- 22 **Ich esse meine Suppe nicht! Nein, meine Suppe ess` ich nicht!**
Vom Geschmackssinn der Kinder

► LÜNEBURG

- 24 **Ganz nach meinem Geschmack**
Ein Rückblick auf fünf Jahre Leben in Lüneburg
- 26 **Munstermannskamp 3**
Eine Sprechstunde mit den Mitarbeitern der Psychotherapeutischen Beratungsstelle des Studentenwerks Braunschweig

► MENSCHEN AM THEATER

- 27 **„Ein eingespieltes Team“**
Blick hinter die Kulissen des Musiktheaters

► ZEITGEIST

- 28 **Eigenlob stimmt**
Hallo, ich heiße Nico und ich bin Egomane

► CULTURE CLUB

- 30 **That's show business!**
„Dreamgirls“ legen einen durchwachsenen Auftritt hin
- 30 **Wer ist Mankell?**
Nesser: der ungekrönte König des Schwedenkrimis
- 30 **Das geht unter die Haut**
Doku-Serie über Kunst des Tätowierens als DVD-Reihe
- 30 **Webtipp: Auf Sparkurs**
Studenten bezahlen bei Onlineshops oft weniger
- 31 **Impressum**

Geschmack als Legitimation der Urteilskraft

► Brauchen wir neue Urteilsmaßstäbe?

Die Karikatur eines muslimischen Mannes mit langem Bart und einer Bombe auf dessen Turban wird in einer Zeitung abgedruckt. Reaktionen darauf sind Massenproteste, das Ausbrechen eines Streits zwischen den Völkern, bzw. den Religionen. Die Muslime fühlen sich missverstanden, die Nicht-Muslime beharren auf ihrem Recht, ihre Meinungsfreiheit äußern zu dürfen.

„Über Geschmack kann man nicht streiten, über die Grenzen desselben anscheinend schon“, schreibt die Berliner Zeitung am 05.02.2006. Aber ist das überhaupt wahr? Wie kann Geschmack an seine Grenzen gelangen, ist er doch nichts weiter als ein willkürliches Urteilen unserer Sinne darüber, was uns tagtäglich begegnet. Kann man dem Geschmack überhaupt eine Grenze setzen? Oder würde man damit nicht einfach den durchschnittlichen Geschmack einer Bevölkerung repräsentieren? Selbst unter dieser Prämisse wäre doch nicht der Geschmack der Deutschen zum Beispiel repräsentiert, sondern das Klischee dessen, wie der Geschmack der Deutschen aus der Perspektive eines anderen Volkes aussehen könnte.

Der Karikaturenstreit 2006 hat heftige Diskussionen ausgelöst. Darüber hinaus zeigt er uns aber – nach der Sinnlosigkeit des Irak-Krieges, zwischen Diskussionen um Sterbehilfe und menschliches Klonen, Nachhaltigkeitsdebatten und der Frage danach, wie wichtig Bildung nun eigentlich ist – wie zwingend notwendig es ist, zu urteilen und die dafür notwendigen Maßstäbe zu setzen. Diese scheinen uns schon lange verloren gegangen zu sein, denn das traurige Gerüst, auf dem wir mit demonstrativen Flaggen sitzen, um unser Recht zu verteidigen, besteht aus nichts weiter als einem Haufen abgewrackter Traditionen, Gewohnheiten, die wir schon jahrzehntelang mit uns herumtragen, stets darauf bedacht, unsere Basis nicht zu zerstören. Verdrängt wird die Tatsache der Hilflosigkeit, unbeachtet, dass die traurigen Ruinen längst ausgedienter Regeln schon lange nicht mehr in ihrer Gültigkeit existieren.

Bei den Urteilen, die wir heute fällen, wenn wir uns mit dem uns Unbekannten oder Unangenehmen anderer Kulturen beschäftigen (zum Beispiel den Ernährungsgewohnheiten oder Erziehungsmethoden), wenden wir eigentlich nur die Regeln unserer Besonderheiten und Gewohnheiten auf die anderer Kulturen an. Und diese Regeln beruhen häufig auf unserem Geschmack: „Das ist so eklig, was die essen!“; „Guck dir mal deren Umgang mit Geld an, das ist wirklich geschmacklos!“. Doch sind dies wirklich Geschmacksurteile? Könnte man dann nicht fast behaupten, der Geschmack wäre eine Urteilsinstanz an sich? Denn wenn unser Geschmack von Natur aus mit sich bringt, dass wir ein Urteil fällen müssen, hätten wir gar keinen bewussten Einfluss darauf. Sind wir also gezwungen, zu urteilen? Und ist jedes Urteil durch unseren Geschmack geprägt?

Fragen über Fragen. Und über dieser ganzen Fragerei habe ich mich gefragt, wieso ich mich eigentlich mit diesem Thema beschäftige. Ist das auch eine reine Geschmackssache? Oder nicht viel eher Interesse? Vielleicht ist unsere Sprachlichkeit aber auch so verworren, dass sich diese Begrifflichkeiten – vermischt mit unserem alltäglichen Gebrauch dessen – nicht mehr klar trennen lassen.

Zurück zum Ausgangspunkt. Die Situation totalitärer Systeme fand Hannah Arendt, jüdische Publizistin und für ihre politische Philosophie bekannte Gelehrte, schon lange bevor es den Karikaturenstreit gab, vor. Für sie ist die Existenz eines pluralistischen Wertesystems von größter Bedeutung, welches sie keineswegs als zu lösendes Problem, sondern als Grundvoraussetzung demokratischer Gesellschaften sieht. Nicht die Tatsache, einen Konsens zu finden, ist vordergründig, sondern die Bereitschaft, Argumente anderer verstehen zu wollen ohne der gleichen Auffassung zu sein.

Allgemeine Urteilsbegriffe in der Gesellschaft

Im Grunde bin ich mir ziemlich sicher, dass unsere gesellschaftliche Definition eines Geschmacksurteils keine solche Urteilsfindung beinhaltet, die eine Legitimation allein durch den Geschmack rechtfertigt. Denn bisher waren Geschmacksurteile in meinem Denken willkürlich, aber auch der Natur, dass ich behaupten würde, Geschmack wäre anerziehbar. Dass ich es zum Beispiel merkwürdig finde, dass Afrikaner lebendige Würmer essen, hat sicherlich sehr viel mit unserer Kultur zu tun und dementsprechend auch mit einer gewissen Form von Erziehung. Dass die Frage des Geschmacks aber keine der Erziehung sein darf, um diesen für die Urteilsfindung zu legitimieren, ist klar, wenn man ein solches Urteil als allgemein gültig erklären will. Andererseits ließe sich auf diese These die Frage erstellen: Können Urteile allgemein gültig sein? Oder ist nicht jedes Urteil durch unseren Geschmack geprägt, der wiederum subjektiven Ursprungs ist und somit niemals für alle spricht.

Im Alltagsgebrauch urteilen wir auf verschiedene Art und Weise. Eine Form des Urteilens ist das Verurteilen, also etwas oder jemanden als negativ zu beschreiben oder diesem etwas Negatives zuzuschreiben. Charakteristisch ist die negative Haltung, mit der wir einer Sache oder Person begegnen. Die Begriffe „verurteilen“ oder „Verurteilter“ haben wir aus dem juristischen Wortschatz übernommen, bei denen hiermit stets eine Person bezeichnet wird, die in irgendeiner Form bestraft wird.

Meistens verbinden wir mit dem Verurteilen auch das Vorurteil, dass uns zwar in gewissen Situationen schützt (wenn wir zum Beispiel nachts einer Gruppe glatzköpfiger Jugendlicher

begegnen, werden wir diese wohl kaum nach dem Weg fragen, weil sie mit dem Klischee behaftet sind, leicht Schlägereien anzufangen und ausländerfeindlich zu sein. Die uns bekannten Klischees treffen zwar nie auf alle Repräsentanten einer Gruppe zu, aber wir treffen diese Entscheidung, bzw. fällen dieses Vorurteil um einer potenziellen Gefahr zu entgehen, aber auch verhindert, unseren Blick zu öffnen und diesem Vorurteil, mit eigenen Erfahrungen oder ganz ohne Erfahrung entgegenzutreten.

Das Vorurteil definiere ich an dieser Stelle als ein durch die Gesellschaft vorgeprägtes Urteil, ein Klischee, welches uns umso wahrer erscheint, desto häufiger es uns bestätigt wird. Ein Beispiel: Ich lese morgens in der Zeitung, dass das Eintrittsalter einer Schwangerschaft Jugendlicher in Hamburg bei 12 Jahren liegt. Zum einen bin ich empört darüber (ohne mir vielleicht sofort bewusst zu machen, dass es im letzten und vorletzten Jahrhundert zum Teil normal war, in diesem Alter ein Kind zu bekommen), zum anderen denke ich mir, dass dieses Mädchen wahrscheinlich keine richtige restliche Kindheit/Jugend haben wird (wobei das Wort „richtig“ hierfür zunächst definiert werden müsste) und mir das Leid tut. Nun laufe ich die Mönckebergstraße entlang und sehe ein sehr junges Mädchen einen Kinderwagen schieben. „Die Arme“, denke ich, „so jung und schon mit den Plagen des Mutterdaseins belastet“. Aber weiß ich, dass hier eine Mutter vor mir steht? Weiß ich, ob es dem Mädchen – unter der Annahme, sie sei Mutter – schlecht geht?

Vorurteile repräsentieren zwar in gewissem Maße die Vorstellungen einer Gesellschaft, tragen aber ungemein dazu bei, ungerecht zu urteilen und falsch über andere zu denken. Wir wenden sie oft an, ohne uns darüber im Klaren zu sein. Denn wie mein Beispiel hoffentlich deutlich gemacht hat, nehmen wir solch ein Vorurteil leicht vorschnell in unser Repertoire auf, wenn wir es bestätigt sehen. Und wenn wir dann in eine völlig neue, unbekannte Situation kommen, versuchen wir meist, unsere alten Kategorien darauf anzuwenden. Einerseits sind wir es nicht anders gewohnt, andererseits sind wir uns aber auch zu bequem oder haben Angst, unser bestehendes Wertungssystem zerbröckeln zu sehen. Hannah Arendt sagt auch, dass ein Vorurteil uns zwar die Orientierung erleichtert, aber der Erkenntnis von Neuem im Weg stehe.

Jetzt sind wir verschiedenen Arten des Urteils begegnet, allerdings ist das Geschmacksurteil noch etwas untergegangen. Das könnte daran liegen, dass der Geschmack rational nicht so leicht zu fassen ist ... Im Prinzip ähnelt er einer Art Emotion. Wir haben innerhalb der Gesellschaft sprachliche Kriterien gefunden, die unser Empfinden zum Ausdruck bringen und kommunizieren auch diesbezüglich. Aber wir können uns niemals sicher sein, dass unser Gegenüber weiß, was wir genau empfinden. Wir

können uns innerhalb des sprachlichen Raumes unserer Möglichkeiten artikulieren, aber dass wir damit alles greifen können ist ein fast utopischer Ansatz. Auf der anderen Seite könnte man meinen, unser Geschmack bestünde aus verschiedenen vorgefertigten Kategorien, die wir während unseres Lebens erfahren und auch innerhalb dieses begrenzten Rahmens agieren und argumentieren.

Während der Suche nach passendem Material bin ich auf das bekannte Zitat „Über Geschmack lässt sich nicht disputieren.“ von Immanuel Kant gestoßen. Nach einiger Überlegung ist mir klar geworden, dass diese Aussage jeden Sinngehalt verliert, denn gerade über Geschmack lässt sich ja streiten, weil hier Behauptungen über die Allgemeingültigkeit gemacht werden. Anders ist es zum Beispiel beim Angenehmen, das im Prinzip für jeden anders aussehen kann. An dieser Stelle habe ich auch gar nicht den Anspruch, ein Urteil für andere mit zu fällen, denn die Hauptsache ist ja, dass es für mich angenehm ist. Zwar kann ich auch über das Geschmacksurteil nicht urteilen, sondern es nur in Frage stellen, aber bestreiten lässt es sich allemal.

Kann oder vielmehr darf der Geschmack nun das Urteil legitimieren?

Begonnen habe ich mit einem Beispiel für annähernd totalitäre Situationen der Gegenwart, die Notwendigkeit ästhetischer oder politischer Urteile aufzeigen. Das Urteil soll der Orientierung dienen, die innerhalb unserer Zeit von größter Bedeutung ist. Die Frage ist jetzt, ob ich durch ein Geschmacksurteil wirklich der fehlenden Orientierung abhelfen kann. Jedes Urteil, dass ich fälle, ist in irgendeiner Weise immer durch eine Erfahrung geprägt. Denn genauso wie ich mich selbst nur durch die Reflexion anderer entwickeln und erkennen kann, fließen in mein Handeln – wenn auch unbewusst – immer auch die Züge anderer mit ein. Ein vollkommen losgelöstes Urteilen kann ich mir – trotz vorhandener Einbildungskraft – zwar in der Theorie nicht aber real vorstellen. Trotzdem sehe ich das Geschmacksurteil als das (wenn auch als utopisch betrachtet) Unverfälschteste aller Urteile an, und dessen Legitimation durch den Geschmack durchaus als gegeben.

„Derjenige Geschmack ist gut, der mit den Regeln übereinstimmt, die von der Vernunft festgesetzt worden sind.“ Johann Christoph Gottsched

Franziska Pohlmann

Der Mode auf der Spur

► Geschmack, Trend und Lebensgefühl

Geschmack ist bekanntlich Geschmacksache. Denn diese Eigenschaft des Menschen ist individuell ausgeprägt und deshalb hat jeder unterschiedliche Bilder davon im Kopf, was passt und was nicht. Allerdings gibt es da auch noch die Mode, die dieses persönliche Empfinden jede Saison aufs Neue auf die Probe stellt. Ständig entstehen neue Stile bzw. Stilmixe. Es stellt sich dabei die Frage, was eigentlich Geschmack- und was Trendsache ist: Suchen wir uns unsere Hosen und Blusen nun selbst aus, bestimmt die Werbung unsere Wahl oder gibt es vielleicht andere Quellen für die Zusammenstellung unseres Kleiderschranks?

Trends als Ausdruck vieler Geschmäcker

Geschmack hängt immer auch mit der persönlichen Stimmung, Lebenssituation usw. zusammen. Oft teilen wir ein bestimmtes Lebensgefühl mit unseren Mitmenschen und haben ähnliche Geschmäcker. Daraus ergeben sich dann bestimmte Trends. Sie brechen also nicht aus dem Nichts auf uns herein. Außerdem sind sie in der Regel nicht die Erfindung von Modedesignern, sondern werden von ihnen letztendlich aufgegriffen und „in Form“ gebracht. Trendforscher Matthias Horx drückt es so aus: „Trends sind kulturelle Anpassungsübungen an veränderte Gegebenheiten. Mit ihnen versucht die Gesellschaft den Spannungen, denen sie durch Modernisierungen und veränderte Bedingungen ausgesetzt ist, Gestalt zu verleihen.“ Trends also als eine „Grammatik des Neuen, das in unsere Gewohnheiten einbricht und sie verändert.“ Natürlich gibt es in der Mode



Aus dem Familienalbum – Einblick in die Welt der 50er

auch Spielereien ohne tieferen Sinn. Schnitte, Muster und Accessoires fügen sich aber zu einem Gesamtbild zusammen, das tiefer in das Lebensgefühl einer Gesellschaft blicken lässt.

Zeitgeist, Bedürfnisse und Lebensstil sind wie man weiß nicht überall gleich, sondern unterscheiden sich von Land zu

Land, manchmal sogar von Stadt zu Stadt. Dementsprechend können sich Trends auf der Welt ganz unterschiedlich auswirken. Die Antwort auf die Frage von Geschmack und Trend ist also wohl eher: Geschmack ist, sich aus einem Modetrend das her-



Sonnenbrille und Oversized-Bluse in den 80ern

auszufiltern, was gut zusammen- und zu einem selbst im jeweiligen Augenblick passt. In jedem Trend gibt es immer auch Alternativen, und nicht jedem steht jedes. Und wie man immer wieder feststellt, verspricht jede Kollektion auch einige Exemplare außerhalb jeder Geschmacksrichtung.

Mode im Wandel

Mode war übrigens lange Zeit für viele kaum eine Frage des Geschmacks, sondern strengen gesellschaftlichen Regeln unterworfen und Jahrhunderte lang bestimmte der Adel, was getragen wurde. Hinzu kamen außerdem strenge Regeln, je nachdem, zu welchem Stand man gehörte. Zeitweilig wurden sogar Rocklänge, Farben oder sogar die Anzahl der Knöpfe genau zugeordnet.

Im Grunde änderte sich dieses strenge Diktat erst im 20. Jahrhundert mit der Abschaffung der Adelherrschaft und der Entwicklung industriell gefertigter Konfektionsware. Dadurch wurde Mode als Ausdruck der eigenen Persönlichkeit auch für breite Bevölkerungsschichten erschwinglich.

Wie andere Gesellschaftstrends ist auch die Mode sehr wandlerisch und dieser Prozess hat sich seit den 80ern noch stärker beschleunigt. Obwohl seit der Zeit der Aerobic-Shirts und Neonleggings gerade einmal 17 Jahre vergangen sind, kann man sich diese Kombination heute kaum noch vorstellen. Manchmal schlägt die Modewelt sogar schlagartig um. Farben, die in einer Saison der absolute Renner waren, werden plötzlich zu Ladenhütern.

Gerade im Nachhinein beim Blättern durch Fotoalben oder alte Zeitschriften fällt auf, wie viel sie eigentlich über das damalige Zeitgefühl aussagen. Wahrscheinlich liegt hier überhaupt ein Grund darin, warum wir sie immer wieder anschauen möchten.

Der Mini – eine Erfindung mit Folgen

Eines der Kleidungsstücke, das wohl in den letzten Jahrzehnten am meisten für Furore gesorgt hat, ist zweifellos der Minirock. Die Britin Mary Quant erfand ihn in einer Zeit, als in Europa bürgerliche Tugenden wie Sittlichkeit und Korrektheit Leben und Mode bestimmten. Die Frau kehrte wieder zurück an Heim und Herd. Ihre Rolle bestand vor allem darin, Haushalt und Familie zu organisieren und für ihren Ehemann da zu sein, der abends müde von der Arbeit nach Hause kam. In den 50ern verkörperten Werbung und Film ein romantisches, naiv-hübsches Frauenbild. Dazu passten weit ausgestellte Röcke, die in der Taille eng geschnürt wurden. Für einen perfekten Auftritt waren Kleidung, Frisur und Accessoires von Kopf bis Fuß aufeinander abgestimmt.

Hosen für Frauen waren zum größten Teil wieder aus der Modewelt verschwunden. Diese „Nachkriegsidylle“ forderte viele Jugendliche förmlich heraus. Petticoat und Rock 'n' Roll bahn-



Leute 2007 – hier eine Fußgängerzone in Dänemark

ten sich ihren Weg in die Wohnzimmer und Tanzlokale und schufen so zum ersten Mal eine eigene Jugendkultur. Und dann kam 1962 der Mini. Für viele Eltern ein Schock, „weil die Knie zu sehen waren und das solch ein Auftreten ja nun wirklich keinen guten Eindruck vermitteln konnte“. Von den jungen Leuten wurde der Mini mit Begeisterung aufgenommen und zu einem absoluten Verkaufsschlager. Quant selbst sagte zu ihrer Erfindung: „Ich hatte gerade angefangen, als etwas, was bisher nur in der Luft gelegen hatte, zum Ausbruch kam. Die Kleidung, die ich entwarf, passte exakt zum Trend, zur Musik, den Espresso-bars und Jazzclubs.“

Der Geschmack musste sich also immer wieder Herausforderungen stellen. Schön, dass die Zeit nicht stehen bleibt und wir uns auch auf zukünftiges Schmökern in den Fotoalben freuen dürfen ...

Julia Emmel

Hundert Jahre Mode – eine Kurzgeschichte

Jugendstil/Belle Époque

Geprägt waren die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts durch eine allgemeine Aufbruchsstimmung, den Beginn der Emanzipation und der Suche nach neuen Lebensmodellen. Gerade bei den Frauen entstand der Wunsch nach tragbarer Kleidung in Alltag und Beruf. Man verabschiedete sich langsam vom einengenden Korsett und zeigte sich in für die damalige Zeit leichter, experimentierfreudiger Mode.

20er und 30er

Typisch für den Glamourstil der zwanziger Jahre sind weit schwingender Rock und lockere Bluse, die „Charlestonmode“. Die Handtasche als Accessoire der berufstätigen Frau wurde modern. Allerdings waren die „Golden Twenties“ jedoch für die meisten Leute weniger glamourös, denn durch Inflation und Weltwirtschaftskrise war ihnen die neue Modewelt größtenteils verschlossen. Mit dem Krieg verschwand in Europa schließlich jegliche modische Kreativität. Stattdessen trat Zweckmäßigkeit in den Vordergrund, Mode spielte keine große Rolle mehr.

40er und 50er

In der Nachkriegszeit wurde versucht, unter die Wirren der letzten Jahre erst einmal einen Schlussstrich zu ziehen und die Menschen besannen sich auf traditionelle Vorkriegswerte. Das spiegelte sich überall wieder, ob in der Einrichtung oder in der Mode. Zugleich war langsam wieder mehr Geld übrig für die „schönen Dinge des Lebens“. Eine neue Zeit brach mit Rock 'n' Roll und Petticoat an ...

60er und 70er

Symbol für den Ausbruch aus der braven, angestaubten Welt der 50er waren für viele junge Leute Mode und Musik. Zum ersten Mal entwickelte sich eine eigene Jugendmode. Der Petticoat war typisch für die „Elvis-Zeit“. Mit der 68er- und Flower-Power-Bewegung wurden schließlich alle bisherigen Regeln außer Kraft gesetzt. Mode wurde zum Zeichen einer ganzen politischen Bewegung und eines neuen Lebensstils. Natürlich beteiligten sich die meisten Leute nicht an den Exzessen der Hippies, trotzdem beeinflusste deren Stil auch die konventionellere Mode.

80er und 90er

Als Kontrast zum alternativen Ethno-Hippie-Style entwickelte sich in den 80ern die Mode hin zu spacigen und grellen Farben. Die Fitness- und Aerobicwelle beeinflusste mit Bods, Stirnbändern und Turnschuhen die Kleidung, ob für die Disco oder das Büro. Auf der anderen Seite gab es einen neuen Trend zur Romantik. „Markenklamotten“ erlebten einen enormen Aufschwung und wurden zum allgemeinen Statussymbol. Als eine Gegenbewegung entwickelte sich die Punk-Szene.

In den 90ern kehrte man eher zum Praktischen zurück. Gleichzeitig kam es aber immer stärker zur Ausbildung von Paralleltrends.

Kaffeekränzchen im Ritz-Carlton?

► Daniel Libeskind: Berufung des „Star“-Architekten wirft viele Fragen auf

Das Foyer der Lüneburger Universitätsbibliothek ist rappellvoll. In der ersten Reihe drängen sich prominente Gesichter – oder solche, die sich dafür halten. Sogar Wissenschaftsminister Lutz Stratmann ist gekommen. Alle erwarten sie die Auftritt eines weltbekannten Architekten: Daniel Libeskind. Der New Yorker, der oft als „Star“ gefeiert wird, tritt an diesem 27. Juni seine neue Professur im kleinen Lüneburg an.

Natürlich sind auch die Medien geladen. Bewaffnet mit Kameras, Mikrofonen und Notizblocks drängen sie sich auf der Jagd nach Bildern und O-Tönen. Ein Interview hier, ein Foto da: Präsident Sascha Spoun und Vizepräsident Holm Keller wirken bei alledem zufrieden. Auf dem Weg zu ihrem Audimax sind sie ein entscheidendes Stück vorangekommen. Und ihre „Leuphana“-Universität wird am nächsten Tag in allen Zeitungen prominent platziert sein.

Dicht umlagert sind die Modelle der neuen Gebäude, die Libeskind aus New York mitgebracht hat. Der diffuse Möglichkeitsraum präsidialer Wortfloskeln – plötzlich ist er zum Greifen nah und sehr konkret.

Viele sind an diesem Tag verwundert, wie weit fortgeschritten die Pläne bereits sind – und wie schnell Daniel Libeskind zum Professor wurde. Schließlich hatte Präsident Spoun noch am 9. Mai auf einer Studierendenversammlung betont: „Wir haben keinen Architekten verpflichtet, der Daniel Libeskind heißt.“ Damit hatte er zweifelsohne recht – aber hinter den Kulissen hatten die Vorbereitungen für eine Verpflichtung Libeskinds längst begonnen, allerdings nicht als Architekt, sondern als nebenberuflicher Professor für Architekturforschung. Genau eine Woche nach Spouns Auftritt vor den Studierenden wurde die Stelle bereits ausgeschrieben.

Wenn eine Universität eine Stelle besetzen will, veröffentlicht sie die Ausschreibung üblicherweise in einem der großen Stellenmärkte – wie etwa dem der „Zeit“. Mit großer Regelmäßigkeit stößt man hier auch auf Anzeigen der Lüneburger Universität, wenn etwa wissenschaftliche Mitarbeiter eingestellt werden sollen. Die „nebenberufliche Professur für Architekturforschung“ wurde allerdings in keinem dieser Stellenmärkte veröffentlicht.

Ausgeschrieben wurde sie stattdessen im „Niedersächsischen Ministerialblatt“. Das enthält neben schwer verdaulichen Runderlassen und Bekanntmachungen der Landesregierung auch einen bescheidenen Stellenmarkt für Beamte und Verwaltungskräfte. Dort, wo der Landkreis Harburg einen Kreisoberamtsrat sucht und Neustadt am Rübenberge einen Juristen für das Einwohnermeldewesen, wollte die Leuphana Universität Lüneburg einen „herausragenden Architekten“ mit internationaler Projekterfahrung für die nebenberufliche Professur für Architekturforschung finden. Schwer vorstellbar, dass Architekten von internationalem Rang zufällig auf diese Stellenausschrei-

bung gestoßen wären.. Denn außerhalb der niedersächsischen Amtsstuben findet das Blatt angesichts des drögen Inhaltes keine Verbreitung. Wohl deshalb hat die Universität dort im vergangenen Jahr auch keine einzige Stellenanzeige veröffentlicht. Sollten mit dieser vom üblichen Verfahren abweichenden Veröffentlichungspraxis andere Bewerber von vornherein ausgeschlossen werden? Vizepräsident Holm Keller ließ auf diese Frage lediglich ausweichend erklären, dass man mit der Publikation im Ministerialblatt den Veröffentlichungspflichten des Hochschulgesetzes genügt habe. „Ein rechtlich gesicherter Anspruch auf Veröffentlichung von Stellenanzeigen in bestimmten Druckerzeugnissen besteht nicht.“

Das noble Ritz-Carlton-Hotel in Wolfsburg war Schauplatz des nächsten Aktes in der Causa Libeskind. Im Konferenzraum mit dem Namen „Geduld“ beschloss eine Berufungskommission am 3. Juni über einen Vorschlag zur Besetzung der nebenamtlichen Professur für Architekturforschung. Der Tagungsort sei mit Rücksicht auf die externen Kommissionsmitglieder gewählt und nicht aus Haushaltsmitteln der Uni finanziert worden, wird Sascha Spoun später auf eine Anfrage von Senator Caspar Heybl antworten.

Im Einvernehmen mit dem Wissenschaftsministerium hatte das Präsidium eine externe Berufungskommission gebildet. In einer externen Berufungskommission haben die Statusgruppen der Universität kein Stimmrecht. Das Hochschulgesetz sieht



„War nicht befangen“: Vizepräsident Holm Keller neben dem Modell seines neuen Audimax.

diese Möglichkeit vor, „wenn eine Fakultät aus Gründen der Hochschulentwicklung oder zur Qualitätssicherung insgesamt oder in einem wesentlichen Teil grundlegend neu strukturiert werden soll“. Aber dies ist in Lüneburg so nicht der Fall. Uni-Leitung und Ministerium behelfen sich deshalb mit einem Kunstgriff: „Diese Regelung kam zur Anwendung, da die Beru-

Fotos: Ahrendt

funkskommission der Besetzung einer fakultätsübergreifend angesiedelten Professur diene, deren Lehrinhalte in den überfachlichen Studienelementen des College der Leuphana Universität Lüneburg liegen“, so Meike Ziegenmeier, Sprecherin des Wissenschaftsministeriums, gegenüber der Univativ. Vizepräsident Keller präzisiert: Durch die Einführung des neuen Studienmodells werde eine Neuausrichtung des gesamten fakultätsübergreifenden Studienprogramms vorgenommen.



„Star“-Architekt: Daniel Libeskind am Rande seiner Antrittsvorlesung.

Da die Professur Libeskind keiner Fakultät zugeordnet sei, weil sie fakultätsübergreifend angelegt sei, ist damit seiner Ansicht nach dem Gesetzestext entsprochen. Ob das einer gerichtlichen Überprüfung standhalten würde, ist allerdings umstritten.

Das Berufungskomitee bot prominente Namen auf: Peter Sloterdijk, Marina Stankovic und Peter Weibel waren als externe Mitglieder dabei. Mit beratender Stimme

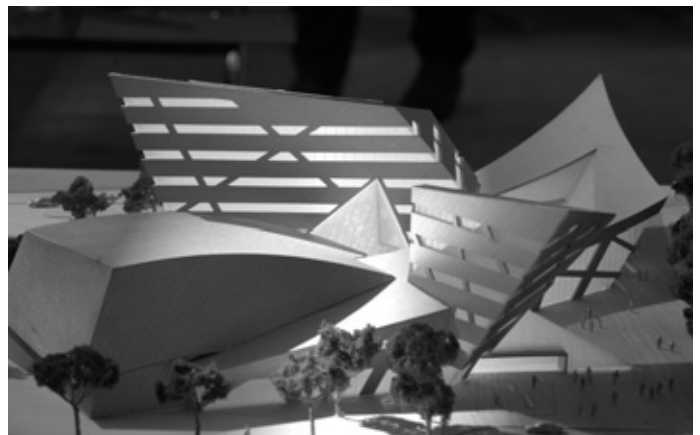
gehörten dem Gremium, abgesehen vom Präsidenten und seinem Vize, die drei Dekane sowie die Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte an. Ebenfalls präsent: Ein Vertreter der Mitarbeitergruppe und eine Studentin.

Die drei externen Kommissionsmitglieder haben bereits eng mit Libeskind zusammengearbeitet. Dass Spoun und Keller dem Architekten eng freundschaftlich verbunden sind, ist schon lange kein Geheimnis mehr. Selbst die Vertreterin aus Reihen der Studierendenschaft hat bereits mit dem Architekten zusammengewirkt. War das Treffen im Nobelhotel deshalb eher ein Kaffeekränzchen unter alten Libeskind-Freunden und geriet die Überprüfung der „persönlichen Eignung und fachlichen Leistung besonders in der Lehre“, wie es im Gesetz heißt, zur Nebensache? Und wofür braucht man bei einem Kandidaten einen solchen Kommissionsaufwand, wenn die vom Gesetz geforderten drei Berufungsvorschläge mangels Bewerbern gar nicht vorgelegt werden konnten? Vizepräsident Holm Keller weist den Vorwurf der Befangenheit von sich: „Es ist im Falle von Berufungskommissionen nie auszuschließen, dass Mitglieder der Berufungskommission die zu berufende Person persönlich kennen. Daraus kann noch nicht auf eine Befangenheit der beteiligten Kommissionsmitglieder geschlossen werden.“ Im Übrigen hätten Ausschlussgründe im Sinne des Verwaltungsverfahrensgesetzes nicht vorgelegen. Er und Spoun hätten der Kommission außerdem nur mit beratender Stimme angehört.

Rückendeckung bekommt Keller aus Hannover: „Das Ministerium hat keine Anhaltspunkte, dass bei der Besetzung der Professur andere als Kriterien der fachlichen Eignung des Bewerbers ausschlaggebend waren“, so Sprecherin Meike Ziegenmeier auf Anfrage der Univativ.

Im Senat, der über den Berufungsvorschlag Libeskind unter Ausschluss der Öffentlichkeit abstimmen sollte, sah man das offenbar anders. Dreimal wurde abgestimmt, dreimal fiel Libeskind durch. Trotzdem hielt Spoun an seinem Kandidaten fest – schließlich musste der Senat zu dem Vorschlag nur angehört werden. Die Entscheidung darüber oblag ausschließlich Präsidium und Stiftungsrat. Beide Gremien stimmten schließlich zu.

In Rekordzeit war das Berufungsverfahren damit abgeschlossen. Nun ist Daniel Libeskind für die kommenden fünf Jahre nebenberuflicher Professor an der Universität Lüneburg. Sein erster Vertrag läuft nach Angaben Kellers bis Ende Dezember, danach wird er aller Voraussicht nach auf insgesamt fünf Jahre verlängert. Das Ministerium für Wissenschaft und Kultur stellt dafür jährlich 90 000 Euro aus Sondermitteln zur Verfü-



Der Audimax nach Plänen Libeskinds ist bislang nur ein Modell.

gung. Darin, so Ministeriumssprecherin Ziegenmeier, seien auch eine wissenschaftliche Mitarbeiterstelle sowie Sachmittel enthalten. Nach diesen fünf Jahren besteht laut Keller möglicherweise die Option, die Professur zu entfristen.

Von alledem ist am Tag der Antrittsvorlesung Libeskinds keine Rede. Routiniert nimmt der 61-Jährige in seinen Krokodilleder-Schuhen nach dem Ende der Antrittsvorlesung den Applaus entgegen. Für ihn ist das nichts Neues – er sammelt schließlich Professuren, wie andere Leute Briefmarken: Lüneburg ist seine 25. Professoren-Stelle.

Roland Ahrendt

Kommentar: Libeskind – eine Berufung mit Beigeschmack

Darf man nach den Umständen einer Berufung fragen, wenn es um eine so bekannte Persönlichkeit wie Daniel Libeskind geht? Ist das nicht kleinkariert? Man darf nicht nur – man muss. Schließlich werden dafür öffentliche Gelder ausgegeben – und vom Glanz eines Namens sollte man sich nicht blenden lassen.

Das Berufungsverfahren Libeskind weist einige Merkwürdigkeiten auf. Da ist zum einen die Schnelligkeit und Vehemenz, mit der es verfolgt wurde. Während sonst Monate oder Jahre vergehen, bis in Lüneburg eine Professur ausgeschrieben und besetzt wird und dafür oft die ach so vielen bürokratischen Hürden der Verwaltung und der Gremien angeführt werden, spielten diese hier plötzlich gar keine Rolle mehr. Innerhalb von zwei Monaten war das Verfahren abgeschlossen. Gremien, die sich quer stellten, übergang man einfach. Und Sondermittel gab es auch noch dafür, wo doch sonst überall das Geld fehlt.

Während bislang die Devise galt, man habe in der Vergangenheit zu viele neue Studiengänge eröffnet, was ein fataler Fehler der Ära Donner gewesen sei, gilt dieses Argument nun nicht mehr. Für den guten Freund aus New York wird mal eben ein völlig neues Fachgebiet eingerichtet, das überhaupt nicht ins Lüneburger Portfolio passt. Aber darum ging es ja wohl auch nicht. Hintergrund war wohl eher, dass man sich so die Ausschreibung des Entwurfes sparen konnte und so ganz sicher ging, dass kein anderer Architekt die Chance für einen Entwurf bekommen würde. Mit dem Namen Libeskind lassen sich eben eher potente Sponsoren und Fürsprecher in Politik und Wirtschaft finden.

Das führt zu einer weiteren Auffälligkeit, die einen sehr faden Beigeschmack hinterlässt: Das ganze Verfahren war maßgeschneidert für den Kandidaten Daniel Libeskind – von der gezielten Veröffentlichung der Anzeige im Ministerialblatt bis hin zur Konstruktion der Berufungskommission. Die dünnen und wenig überzeugenden Begründungen von Vizepräsident Keller vermögen diesen Eindruck leider nicht auszuräumen.

Eine Berufungssituation, in der der einzige Kandidat und die meisten Kommissionsmitglieder gute, alte Bekannte oder Freunde sind, ist untragbar. Etliche Mitglieder hätten, wären sie wirklich ehrlich gewesen, die Teilnahme an dem Verfahren aus Gründen der persönlichen Befangenheit ablehnen müssen – auch wenn sie „nur“ beratend im Gremium vertreten waren. So haftet dem Ganzen ein Duft an, der dem des Klüngels – neudeutsch: Networking – sehr verwandt erscheint. Die Buchstaben des Gesetzes mögen bei allen Vorgängen vielleicht gerade noch so erfüllt sein, der Geist ist es ganz sicher nicht. Das wirft ein schlechtes Licht auf „Leuphana“, deren Spitzenvertreter in ihrem Handeln eigentlich eine Vorbildfunktion erfüllen sollten.

Wenn solche fragwürdigen Maßstäbe das künftige Handeln dieser Universität bestimmen sollten, darf einem für die Zukunft getrost Angst und Bange werden. Man möchte eigentlich gar nicht wissen, wer im neuen Stiftungsrat sitzen wird, um dessen Besetzung gerade gerungen wird...

Roland Ahrendt

Hochschulpolitik in Kürze

► Studentenwerk bittet erneut zur Kasse

Wenn es darum geht, den Studierenden das Geld aus der Tasche zu ziehen, ist man beim Studentenwerk Braunschweig sehr kreativ. Erst im vergangenen Semester waren bei der Kartenzahlung in der Mensa die Zulagen gekürzt worden; wer keine Karte hat, muss nun den Gästepreis zahlen. Dann hatten sich zu diesem Wintersemester die Studentenwerksbeiträge um zehn Euro erhöht. Nun steigen erneut die Preise in der Mensa – als Grund dafür werden die gestiegenen Preise für Lebensmittel genannt. „Damit konnten wir nicht rechnen“, so Pressesprecherin Petra Syring auf Anfrage der Univativ. Dass die Studierenden mit dem erhöhten Studentenwerksbeitrag die Lasten der erzwungenen Fusion mit dem Studentenwerk Clausthal tragen müssten, weist sie zurück. „Da besteht kein Zusammenhang.“ Dennoch seien mit der Fusion auf das Studentenwerk fraglos bestimmte Kosten zugekommen, die nicht vorhersehbar gewesen seien. (rol)

► Bahn kündigt Semesterticket

Die Deutsche Bahn AG hat den erst vor kurzem geschlossenen Semesterticket-Vertrag wieder gekündigt. Der Schritt wird nach Angaben des AStA mit einem Kalkulationsfehler begründet. So wird die Strecke Stade–Harburg im Dezember auf S-Bahn-Betrieb umgestellt, dessen Mehrkosten in die Berechnung des Ticketpreises nicht eingeflossen seien. Es ist nicht das erste Mal, dass sich die Bahn in Zusammenhang mit der S-Bahn-Verlängerung nach Stade verrechnet hat: Bereits die veranschlagten Baukosten waren durch ein „kleines Missgeschick“ bei der Kalkulation von 43 auf 72 Mill. Euro explodiert. Für die Studierenden ändert sich im gerade begonnenen Wintersemester nichts. Wie es ab dem Sommersemester 2008 weitergeht, stand bei Redaktionsschluss noch nicht fest. Möglicherweise wird es eine neue Abstimmung für alle Studierenden geben. Die Bahn hat angeboten, den alten Vertrag zu einem erhöhten Beitrag fortzuführen. (rol)

Ein Freund, ein guter Freund ...

► Warum Österreichs Außenministerin für Leuphana wirbt

„Interessant wird es, wenn man mehr als eine Seite kennt“ – unter diesem Titel veröffentlichte die Universität vor kurzem eine Reklamebroschüre. Sie sollte zum Start des neuen Studienmodells die Universität in bestem Licht erscheinen lassen. Um die Interessierten zur Entscheidung für Lüneburg zu bewegen, enthält die Broschüre zahlreiche Statements von mehr oder minder prominenten Persönlichkeiten, die das neue Studienmodell lobpreisen.

Aus der Fernsehwerbung ist das schon lange bekannt: Da treten die Beckenbauer, Kerner & Co. auf, um Banken oder Aktien zu empfehlen. Die Werbebranche hat dafür den Begriff des Testimonials erfunden. Die „Promis“ stehen in den Spots als Bürgen für die Qualität des beworbenen Produktes ein und ihr positives Image soll auf das werbende Unternehmen abfärben – aber glaubt eigentlich wirklich jemand, dass Werbebotschafter tatsächlich die Produkte benutzen, die sie da anpreisen? Irgendwie muss es wohl ein Rezept sein, das funktioniert. Zumin-

von traten bisher als intime Kenner der Universität in Erscheinung. Da lobt zum Beispiel die Österreichische Außenministerin Ursula Plassnik die Konzepte der Leuphana Universität Lüneburg. „Die Bildungsidee der Leuphana Universität Lüneburg stellt sich auf Studierende als junge Menschen ein. Es geht um die Erfahrung vielfältiger Perspektiven auf das Leben und die Gesellschaft, so wie man sie auch in der Politik einnehmen muss, um gut und erfolgreich zu arbeiten“, lässt sie sich zitieren. Dass eine österreichische Ministerin für eine deutsche Uni Reklame macht, ist an sich schon bemerkenswert. Schließlich soll es ja auch in Österreich Universitäten geben. Aber was verbindet sie mit Lüneburg? War sie überhaupt schon mal hier? Wer nachfragt, wird enttäuscht: Martin Gärtner, Sprecher im Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten in Wien, bestätigt auf Anfrage der Univat, dass Plassnik noch nie persönlich in Lüneburg war. Die Universität würde sie auch nicht kennen. Dafür sei Uni-Präsident Sascha Spoun ein guter Bekannter aus gemeinsamen St. Galler Tagen. Plassnik war dort unter anderem Geschäftsführerin der „St. Galler Stiftung für Internationale Studien“. Spoun habe ihr Unterlagen zum neuen Studienmodell geschickt und um ein entsprechendes Statement gebeten, so Gärtner. „Für gute Bekannte macht die Frau Ministerin so etwas manchmal.“

Von lauter „guten Bekannten“ des Duos Spoun & Keller stammen auch alle übrigen Statements in der Broschüre. So haben McKinsey-Mann Kluge, Philosoph Peter Sloterdijk und Architekt Daniel Libeskind gemeinsam mit Spoun und Keller unter anderem ein Buch mit dem Titel „Die Stadt als Perspektive“ verfasst, in St. Gallen zusammen gearbeitet und auf diversen wichtigen Podien Platz genommen, um die Herausforderungen der Zivilgesellschaft des 21. Jahrhunderts zu ergründen. Sloterdijk saß neben Spoun und Keller auch in der Berufungskommission für die Professur von Daniel Libeskind. Dass in der Broschüre ein „Managing Director“ von Scholz & Friends zu Wort kommt, wundert auch niemanden mehr. Manchmal ist die Wirklichkeit hinter den Werbefassaden eher profan. Wie lautet das Motto der Broschüre noch: „Interessant wird es, wenn man mehr als eine Seite kennt“.

Roland Ahrendt



Foto: Österr. Außenministerium / Bernhard J. Holzner

Anfang September eröffnete Österreichs Außenministerin Ursula Plassnik im Wiener Künstlerhaus eine Auslandskulturtagung. Wo Europa liegt, wird sie wohl wissen. Aber weiß sie auch, wo Lüneburg liegt?

dest hielt man es bei den Verantwortlichen in Lüneburg für so gut, dass das Modell für die Universität kurzerhand adaptiert wurde. Doch statt für Zahnpasta oder Sporbücher werben die „Promis“ hier für einen Studiengang, den neuen „Leuphana Bachelor“. Das ist grundsätzlich nicht verkehrt – in diesem Falle allerdings etwas fragwürdig: Den beworbenen Studiengang gab es zum Zeitpunkt der Erstellung der Broschüre noch gar nicht. Bis vor kurzem wurde in den Gremien an dem neuen Studienmodell herumgebastelt. Wie gut es wirklich ist, wird man seriös erst in einigen Jahren sagen können.

Auf den ersten Blick verwunderlich ist auch, wer da die großen Empfehlungen für Lüneburg ausspricht: Die wenigsten da-

Zum Paarungsverhalten Lüneburger Studierender

► Akademikern werden niedrige Geburtenraten vorgeworfen – was tun wir dagegen?

„40 Prozent der Akademikerinnen bleiben kinderlos!“ So oder so ähnlich titeln deutsche Zeitungen mindestens ein Mal pro Jahr. Was an solchen Zahlen dran ist, lässt sich nur schwer überprüfen, aber eines ist ganz klar: Die meisten Lüneburger Studierenden wünschen sich auf jeden Fall Kinder. Das hat eine Umfrage unter 165 Studierenden im letzten Wintersemester ergeben. Die Ergebnisse der Studie, die aus einer Hausarbeit in einem Seminar zur Bevölkerungsgeographie stammen, sind vergleichbar mit repräsentativen Erhebungen unter Studierenden in Deutschland und daher trotz der kleinen Stichprobe durchaus Ernst zu nehmen.

Doch auch wenn sich 85 % der Studis Kinder wünschen, sagt dies noch nicht viel darüber aus, wie viele Kinder sie denn genau haben wollen. Die Wunschanzahl der Kinder ist tatsächlich insgesamt eher durchschnittlich: Die Meisten wollen zwei Kinder (60 % aller Studis), 16 % immerhin drei, sieben Prozent nur ein Kind und einige Wenige sogar vier oder mehr Kinder. Damit scheinen sie sich an jenes ungeschriebene Gesetz der Demographie zu halten, wie Bevölkerungsgeographen gerne mal witzeln: „Ein Kind, das ist unsozial, aber mehr als zwei Kinder, das ist asozial.“

An dieser Stelle wird es Zeit, endlich ein paar Vorurteile aus der Abteilung „Menschen in Schubladen“ hervorzukramen – und tatsächlich: Die Studierenden der Betriebswirtschaftslehre sind tendenziell kinderfeindlich, ihre Wunschgeburtenrate ist am niedrigsten. Nur 1,42 Kinder pro Person wollen die BWLer bekommen. Zugegeben, ganz fair ist das nicht, denn für den niedrigen Wert sind vor allem die Herren der Schöpfung verantwortlich (sie wünschen sich im Schnitt 0,89 Kinder), während die angehenden Betriebswirtinnen immerhin rund zwei Kinder gebären möchten. Damit übertrumpfen sie gar die zukünftigen Kulturwissenschaftlerinnen mit 1,6 Wunschkindern. Etwas harmonischer als bei den Betriebswirten sieht das Geschlechterverhältnis beim Kinderwunsch bei den UmweltwissenschaftlerInnen aus – jeweils knapp über zwei Kinder wünschen sich die UWis. Und spätestens jetzt kommt Spannung auf – wie möchten sich die Kinder-Experten schlechthin, die zukünftigen Pädagogen, verhalten? Studenten der Pädagogik (im Sinne der Untersuchung sind das Erziehungs- und Bildungswissenschaftler sowie Lehramtsstudierende) blamieren ihre Zunft mit einer Wunschgeburtenrate von nur 1,15. Lediglich die bereits erwähnten angehenden Betriebswirte wollen weniger Kinder. Die Damen in pädagogischen Studiengängen hingegen wünschen sich respektable 2,04 Kinder.

Dennoch, beim Blick auf diese Zahlen müssten eigentlich sämtliche Familienpolitiker in Deutschland freudestrahlend aufspringen: Die Wunschgeburtenraten der Lüneburger Studenten

mit einem Wert von 1,53 und der Studentinnen mit 2,03 liegt jeweils deutlich über der tatsächlichen Geburtenrate in Deutschland von mageren 1,3. Ja, die Leuphana könnte nach dem Titel der ersten klimaneutralen Universität eine weitere Stufe auf der Nachhaltigkeitstreppe erklimmen und als kinderreichste Universität in die Geschichte eingehen! Außerdem sind ja die Studentinnen diejenigen, die die Kinder zur Welt bringen, und letztere wünschen sich im Schnitt gar mehr als zwei Kinder.

Aber bis es soweit ist, muss aus Kinderwunsch erst Kinderwirklichkeit werden. Und daran hapert es wohl am meisten. Während der Studienzzeit schaffen es die wenigsten, einen Kinderwunsch zu verwirklichen. Schließlich gilt, um mit Holm Keller zu sprechen: „Nebenbei zu jobben oder ein Kind zu erziehen, wird [an der Leuphana] nicht mehr möglich sein.“ Doch auch ohne solch (inzwischen relativierte) abschreckende Worte möchte kaum jemand seine Kinder noch während der Studienzzeit bekommen: Nur zwei Prozent geben dies an. Ein Drittel möchte zunächst ausreichende Berufserfahrung sammeln, knapp fünf Prozent wollen unmittelbar nach Abschluss des Studiums Kinder bekommen und dem Rest ist der Zeitpunkt entweder gleichgültig beziehungsweise er hat sich noch keine Gedanken darüber gemacht oder möchte die Antwort schlicht für sich behalten.

Wie man die Studierenden dazu bekommt, Kinder zu zeugen und so oft zitierte Meldungen über kinderlose AkademikerInnen entkräftet, ist Sache der Familienpolitik – und ein familienfreundliches Studium gehört sicher dazu. Hauptsache ist, die Rahmenbedingungen stimmen, damit sich junge Menschen für Kinder entscheiden, bevor es (im biologischen Sinne) zu spät ist. Nur eines scheint sicher: Am mangelnden Wunsch, Kinder zu bekommen, liegt es nicht.

Gunnar Maus

Infos

Der Artikel beruht auf einer Hausarbeit mit dem Titel „Generatives Verhalten bei Studenten und Studentinnen – Einstellungen zu Ehe/Partnerschaft und Familie in der nachwachsenden Akademikergeneration am Beispiel der Uni Lüneburg“. Darin wurden anhand einer Umfrage Zielvorstellungen von Studierenden für ihr Leben mit ihrer Wahl, Kinder zu bekommen, in Beziehung gesetzt. Die Arbeit entstand im Seminar „Bevölkerungsgeographie“ bei Apl. Prof. Dr. Peter Pez. VerfasserInnen sind Judith Betker, Kerstin Gowin, Kristin Lang, Ulrike Sindermann, Sonja Zastrow und der Autor.

„Ist das in der ersten Reihe nicht der April-Typ?“

► Die nackte Wahrheit: Unsere Studis ziehen sich aus

Zwei Neuigkeiten gibt es an unserer Uni: Im Oktober starten sowohl das erste Leuphana-Semester als auch der Verkauf eines Aktkalenders mit Lüneburger Studenten. Dieser Trend kommt an immer mehr Unis in Deutschland an: Über zwölf deutsche Hochschulen hatten 2007 bereits einen Aktkalender mit ihren StudentInnen. Auch das StudiVZ produziert zurzeit einen überregionalen „Eleganz-Kalender“.

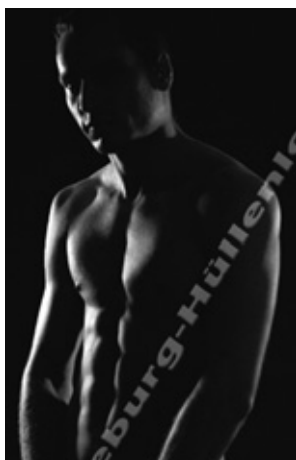


Kalender, beides drin: Frauen und Männer

Alexander Kock und Marco Schulz haben sich zusammengefunden, um das Projekt zu starten. „Warum sollten wir es hier nicht machen können?“ begründet Marco den Plan, „ein kulturelles Produkt zu entwerfen, das schön und ästhetisch ist und den Leuten hoffentlich Freude bereitet.“

Zwei Monate haben Marco und Alexander männliche und weibliche Models auf Partys in Lüneburg gecastet. „Die Resonanz war super“, sagt Marco. „Viele sind von allein auf uns zugekommen und noch Tage nach dem Bewerbungsschluss haben uns E-Mailanfragen erreicht, ob es noch möglich sei, sich zu bewerben.“ Insgesamt 150 Studenten haben sich beworben, aus denen je zwölf Frauen und Männer zum Foto-Shooting eingeladen wurden.

Cora Banek, Fotografin und Autorin („Digitale Fotopraxis“), die auch an unserer Uni studierte, führte die Shootings allein durch. Marco hierzu: „Wir wollten uns da raushalten. Nicht dass es heißt, wir wollen es ausnutzen, die Leute nackt zu sehen. Das war der Job der Fotografin!“



Der Titel ist ihm jetzt schon sicher: Mann des Monats (Februar)

Während im Münchener Kalender die Models (vielleicht zu) aufgestylt sind, zeigen sich die Lüneburger schlicht und pur. „Für die Premiere soll Lüneburg erst einmal an die Sache herangeführt werden“, erklärt Marco. Bedeutet das, nächstes Jahr wird es gewagter? „Das wissen wir noch nicht. Zuerst müssen wir sehen, wie der Kalender bei den Leuten ankommt!“ Wer 2009 in Lüneburgs WGs hängen möchte, darf sich trotzdem jetzt schon bewerben.

Erstes Feedback wird es am 2. November auf der offiziellen Release-Party im T2 in Adendorf geben, zu der auch die Models eingeladen sind. Übrigens erreicht die nackte Welle auch Deutschlands Schulen und so haben sich bereits einige Abi-Jahrgänge ausgezogen – in Lüneburg allerdings noch nicht. Den StudentInnenkalender gibt es ab dem 15. Oktober unter www.lueenburg-huellos.de und in diversen Buchhandlungen sowie an weiteren Verkaufsstellen in Lüneburg. Für 15 € lernen wir jeden Monat eine/n Kommiliton/in von einer neuen Seite kennen.



Sie ist die Erste: Miss Januar 2008

Nico Drimecker

Snob. Schnösel. Fatzke.

► **Der Golfsport hat endlich ein paar passendere Klischees verdient. Unser Vorschlag: Golf macht schön, sexy, erfolgreich und intelligent.**

Obwohl Golf schon lange keine elitäre Sportart mehr ist, halten sich immer noch ein paar falsche und abschreckende Vorurteile. Das ist schade, denn Golf ist ein wirklich fantastischer Sport, und er ist in den letzten Jahren immer erschwinglicher geworden. Gerade als StudentIn sind die Voraussetzungen geradezu optimal, das Golfen einfach mal auszuprobieren oder den Sport regelmäßig zu betreiben. Mit der Leuphana Universität Lüneburg hast du es dabei richtig gut getroffen, denn hier gibt es uns: das Uni-Golfteam Lüneburg.

Unsere Einstiegsdroge nennt sich Schnupperkurs. Hier kannst du zum ersten Mal die Luft auf einem Golfplatz atmen, das erste Mal einen Golfball weghauen und das erste Mal zufrieden grinsen, wenn der Ball dann tatsächlich mal ein paar Meter geradeaus fliegt. Dann schlägst du den Ball noch einmal. Er fliegt wieder. Das Grinsen ist wieder da. An dieser Stelle möchten wir schon mal vorwarnen: Es könnte sein, dass dich dieses zufriedene Grinsen nie wieder verlässt. Golf ist voll gepackt mit Erfolgserlebnissen. Golf macht Laune, und es ist sehr gut möglich, dass du nach dem Schnupperkurs diese Meinung uneingeschränkt teilst. Dann bist du vermutlich schon richtig heiß auf den nächsten Schritt: die Platzreife.

Die Platzreife ist so etwas wie ein Führerschein für GolferInnen. Das klingt zunächst nicht so toll, ist aber erstens keine große Hürde und zweitens eine ganz gute Sache. Auf so einem



Die Mensawiese aus Sicht eines Golfers: langes Par 3, breites, baumgesäumtes Fairway und ein großer Bunker auf der linken Seite.

Golfplatz sind ja immer noch ein paar mehr Leute unterwegs. Es ist also nicht nur von Vorteil wenn man einige gemeinsame Regeln beachtet, sondern auch wenn man sein eigenes Spiel ein klein wenig kontrollieren kann. Um genau die beiden Punkte geht es bei der Platzreife, aber sei dir sicher: Auch der Weg zur

Platzreifeprüfung ist ein kleines Fest für sich. Schließlich kannst du dabei die ganze Zeit mit uns Golf spielen!

Mit der Platzreife steht dir dann wirklich die ganze Golfwelt offen, und unser Beitrag zu dieser Welt ist vielseitig, reichhaltig und zudem noch günstig zu haben. Während der Saison – das



Der nächste Abschlag könnte dein längster sein. Das gilt auch für Henning.

sind die Monate von März bis Oktober – veranstalten wir jeden Monat den Studententeller. Für ein BAföG-kompatibles Startgeld kannst du bei diesem Turnier nicht nur eine Runde Golf mit anderen StudentInnen spielen, du bekommst im Idealfall auch noch einen weltklasse Preis dafür! Noch größere Preise gibt es dann jedes Jahr im Juni bei den Student Masters, dem absoluten Saisonhighlight. Dieses Turnier wird über zwei – meist sehr heiße – Tage ausgetragen und verwöhnt mit ausgelassenem und intensivem Rahmenprogramm. Kurz: Es ist der Kaiser unter den Turnieren. Bleiben wir noch einen Augenblick im Jargon. Das Nikolausturnier ist unser Hofnarr. Im Dezember spielt man normalerweise kein Golf mehr, aber wir können einfach nicht genug bekommen. Genau deshalb spielen wir an jedem 6. Dezember das jeweils letzte Turnier des Jahres. Mit dicken Handschuhen, Glühwein und richtig viel Lust auf Golf. Und wenn es bei den Turnieren mal nicht so läuft, dann schaust du halt einfach mal beim Training vorbei und optimierst Technik und Siegchancen.

Wir bieten aber noch mehr. Wir bieten sogar so viel, dass wir eine eigene Webseite geschaffen haben, um über alles zu informieren: www.uni-golfteam.de. Das komplette Angebot, die aktuellsten Termine, die heißesten Fotos, die knackigsten Filme und die besten Tipps haben wir dort für dich zusammengestellt. Dort kannst du dich auch gerne für unseren Newsletter anmelden und so immer auf dem Laufenden bleiben.

So weit, so gut, aber was ist jetzt eigentlich mit schön, sexy,

erfolgreich und intelligent? Wir sind der Meinung, dass Golf vor allem eines macht und zwar Spaß. Richtig viel Spaß. Extrem viel Spaß. Und wer so viel Freude hat, kann einfach nicht anders als mit der Zeit auch schön, sexy, erfolgreich und intelligent zu werden. Klingt doch völlig logisch, oder? Gut, vielleicht ist es nicht logisch. Aber es stimmt. Zumindest fühlt es sich so an. Ach, probiere es doch einfach selbst aus. Wir freuen uns auf jeden Fall, wenn du während deiner Studienzeit mal mit uns auf dem Golfplatz, der Driving Range oder vielleicht auch einfach an einer Bar landest. Golf ist eine herrliche Sache. Überzeuge dich selbst. Wir freuen uns auf dich!

*Katharina Gose, Henning Cohrs,
Felix Naumann und David Sprinz
(Die AutorInnen sind Mitglieder des Vorstandes
des Uni-Golfteams Lüneburg)*

Infos

Uni-Golfteam Lüneburg

Internet: www.uni-golfteam.de

E-Mail: info@uni-golfteam.de

Unser Schwarzes Brett findest du im Hörsaalgang, Campus Scharnhorststraße, zwischen HS3 und HS4.

Für den Newsletter kannst du dich auf unserer Webseite anmelden.

MOIN, MOIN AIESEC!

► Ein Bericht über die erste MOIN an der Universität Lüneburg

Am 08.06.2007 hieß es in der Jugendherberge und in einigen Universitätsgebäuden in Lüneburg „MOIN, MOIN“ für 80 Teilnehmer und 15 Trainer. MOIN? Was ist das? MOIN ist nicht nur eine in unserer Region übliche Begrüßung, bei AIESEC ist es auch die Abkürzung für „Meeting of Intercultural Northern Lights“. Northern Lights ist eine der fünf Regionen, in die sich AIESEC Deutschland unterteilt und zu der auch wir, AIESEC Lüneburg, gehören. Das Meeting beschreibt eine unserer regionalen Konferenzen, die halbjährlich stattfinden und die wir nun schon zum zweiten Mal in Lüneburg ausrichten durften.

Für AIESEC Lüneburg und besonders für die sechs AIESECer vom OC (Organisation Committee) begann die Planungsphase schon Ende letztes Jahres. Sechs Monate lang rauchten sechs Köpfe über Tagesablauf, Verpflegung, Finanzen und Unterkunft. Vier Wochen vor der Tagung: leichte Panik macht sich breit – haben wir an alles gedacht? Wird alles, was wir uns vorgenommen haben, auch klappen? Wenige Wochen vor der Konferenz verbrachte ein Großteil des OC seine Tage mit den Vorbereitungen für die „MOIN“. Logistische Probleme kamen auf, wurden aber glücklicherweise schnell und unkompliziert gelöst. Und der Aufwand sollte sich lohnen: Laut Feedback in offizieller und inoffizieller Runde wurde uns ein sehr gutes Zeugnis ausgestellt!

Und was genau war nun bei der MOIN los?

Freitag – Anreise. Eine dreitägige Konferenz nahm ihren Lauf. An der eigens eingerichteten „Rezeption“ in der Jugendherberge versuchten gefühlte tausend AIESECer auf einmal einzuchecken. Alles musste streng bürokratisch zugehen, damit

später keine Probleme entstehen. Haken setzen, Unterschriften einsammeln, Namensschild und Becher verteilen, ein Welcome-Package ... und schon ging es los mit dem ersten Meeting aller Teilnehmer.

Samstag – Arbeit, Arbeit, Arbeit. Workshops mit auf die Teilnehmer zugeschnittenen Themen wie Team- und Konflikt-



AIESECer machen eine La Ola am Lüneburger Bahnhof – das freut auch alle anderen Reisenden ...

management oder auch auf die Ressorts passende Themen wie Finanzen oder People Development fanden über drei Tage hinweg statt. Hier wurden konzentriert in kleinen Gruppen Lösungsansätze erarbeitet und es fanden Gespräche, Gruppenarbeiten und Simulationen statt. Ebenso gab es aber auch immer ►

jede Menge Spaß zwischen dem „Ernst“: Es gab Kaffe- und Teeпаusen, Barbecue oder auch einen kleinen Tanzworkshop, der den Teilnehmern neben Bewegung auch Abwechslung und viel Spaß bereitete.

Sonntag – ab nach Hause. Für viele der Teilnehmer war das ein unvergessliches Wochenende in Lüneburg. Es wurden viele neue Bekanntschaften geschlossen, man fühlte sich wohl und lernte auch noch etwas dabei. Von der Anreise am Freitag bis zur Abreise wurde viel gelacht, aktiv gearbeitet und zum Schluss teils unter Tränen Abschied genommen. Szenen am Lüneburger Bahnhof zauberten anderen Reisenden ein Schmunzeln um die Mundwinkel ... Nach drei Tagen voller Informationen, Anregungen und Gesprächen, viel Spaß und wenig Schlaf gingen wir also wieder auseinander, immer mit dem Versprechen dem ein oder anderen lieb gewonnenen AIESECer gegenüber, mit ihm oder ihr in Kontakt zu bleiben.

Unterm Strich muss ich sagen, dass das OC auf sich und auf seine zahlreichen Helfer sehr stolz sein kann. Die Konferenz kann als voller Erfolg verbucht werden und ich freu mich, dass

die erbracht wurde, setzt Maßstäbe und der Spaß macht Lust auf mehr. Wer dabei war, redet noch heute in größten Tönen davon. Und wer nicht dabei war, ärgert sich zurecht!“

*Melina Bliesener
(Die Autorin ist Presseverantwortliche
bei AIESEC Lüneburg)*

Infos

Willst du mehr über **AIESEC** erfahren?

Dann komm zum Infoabend!
Wann?: 18. und 24. Oktober
Wo?: 9.102
Uhrzeit?: 18.00 Uhr



Eine unserer Seminargruppen bei einer wohl verdienten Pause.

ich wieder um eine AIESEC-Erfahrung reicher geworden bin. Aber auch wenn der Großteil des Erfolgs wohl den Ausrichtern, dem OC, AIESEC Lüneburg, den Helfern, Trainern und Sponsoren zukommt, so ist ein Faktor nicht zu unterschätzen: Die Teilnehmer, die mit ihrem unbeschreiblichen Elan nach stundenlangen Workshop-Sessions in heißen Seminarräumen und ebenso stundenlangem Abendprogramm noch immer ein Lächeln und ein freundliches Wort auf den Lippen hatten.

Oder, wie einer der Teilnehmer so schön sagte: „Alles in allem war es eine einzigartige Konferenz. Alle Beteiligten haben sich ergänzt und ihr Bestes für AIESEC gegeben. Die Leistung,

Die Krallen Prags

► Prag-Exkursion des Seminars „Kultureller Ort Prag“ vom 7. bis 11. Juni 2007

Vielleicht waren es die Krallen, die uns an diesem Juni-Morgen bereits magisch anzogen. Vielleicht waren es Zeilen von Kafka, Werfel, Rilke oder Brod, die einigen von uns durch den Kopf gingen. Ganz sicher aber startete an jenem Morgen des 7. Juni 2007 unsere fünftägige Exkursion nach Prag. Dieser kulturelle Ort wurde zuvor anhand der Texte obiger Literaten im gleichnamigen Seminar erörtert und zu fassen gesucht. Nun wollten wir auf den Spuren Kafkas & Co. wandeln und das „Mütterchen Prag“ persönlich kennenlernen. Mit dem Zug ging es ab Lüneburg über Büchen direkt nach Praha-Holešovice. Abends flanieren wir dann bereits über den Wenzelsplatz und genossen den herrlichen Blick auf romanische Bauten, überladene Barockbauwerke und herrlich verzierten Jugendstil. Später sollten wir noch gotische Kirchen zu sehen bekommen und unser erster Eindruck entsprach dem Wortlaut zahlreicher Reiseführer: Wir befanden uns tatsächlich inmitten des größten Freilichtmuseums der Welt! Die „Goldene Stadt“ fing an, uns in ihren Bann zu ziehen. Neben dieser ersten kulturellen Faszi-

dem wir einen „verlorenen Kommilitonen“ wieder gefunden hatten, besichtigten wir das Jüdische Viertel. Den Vormittag des dritten Tages verbrachten wir auf der Prager Burg, von wo aus wir einen herrlichen Blick über die Stadt an der Moldau genossen. Überhaupt ist man in Prag entweder oben oder unten. Man schaut auf den Hradschin oder man blickt von dort hinab auf das Zentrum. Nachmittags begaben wir uns dann auf die Spuren der Literaten vergangener Zeiten. In Form eines literarischen Spaziergangs erkundeten wir die Stadt zu Fuß, wobei wir uns an markanten Plätzen der Innenstadt gegenseitig Gedichte oder Texte vortrugen. Am vierten Tag unserer Reise widmeten wir uns dem Besuch der Kleinen und der Großen Festung Theresienstadt. Diese Besichtigung des Konzentrationslagers in Terezín führte uns das Lagerleben inhaftierter Juden auf sehr klare und sachliche Weise erschreckend vor Augen.



Eine Prager Momentaufnahme



Prag – die goldene Stadt mit den hundert Türmen

nation wurde unsere Aufmerksamkeit zunächst auf einige Stabhochspringer im Zentrum gelenkt, die sich unseres Beifalls sicher waren. Auf der Suche nach einem typisch tschechischen Restaurant wurden wir schließlich fündig. Zwischen Kirche und Hauswand befand sich ein uriger Biergarten, wo wir die böhmische Küche in Form von Schweinebraten, Kartoffelknödeln, Rot- und Weißkohl probierten. Dazu gab es für die meisten von den 21 Mitreisenden natürlich ein süßiges Bier. Als wir den Tag mit einem Spaziergang durch das abendliche Prag und einem Gang über die bereits im dunklen Dämmerlicht liegende Karlsbrücke abschlossen, waren wir schließlich „richtig“ angekommen in der Stadt der hundert Türme.

Am zweiten Tag zeigte Marcella uns die „Mutter aller Städte“. Unsere liebenswerte und erfahrene Stadtführerin führte uns vom Wenzelsplatz zum alten Rathaus und zum Altstädter Ring. Wir bestiegen den 69 Meter hohen Rathausturm und staunten über das Figurenspiel der Astronomischen Uhr. Nach-

Nicht unerwähnt bleiben sollen die späten Abende in der einstigen Kulturstadt Europas, als wir an jener Kneipe um die Ecke eine Klingel vorfanden und über eine schmale Treppe in den dunklen Kellerraum hinab stiegen oder die Bar „La Fabrique“, wo sich mindestens eine Dame etwas Kühlung durch Ablegen ihrer Kleider verschaffte (niemand aus der Gruppe!!!). Schließlich war da dieses einprägsame Frühstücksbuffet mit Graubrot, Wurst, Käse, Butter und Müsli, an das wir uns sicher alle zurückerinnern. Und natürlich das tolle vegetarische Restaurant, wo es auch den „Karniphoren“ (Fleischfressern) unter uns mundete.

Heute schweifen die Gedanken zurück. Vor meinem inneren Auge liegt die Stadt Prag mit ihren unendlichen Beinamen. Tatsächlich ist sie „magisch“, sie liegt im Herzen Europas, ist das „Paris des Ostens“ und besticht durch ihre goldenen Kuppeln und roten Dächer. Meine Gedanken schweifen zurück. Durch die Fenster des Zuges schien damals die goldene Abendsonne. Prag lässt nicht los. Dieses Mütterchen hat wirklich Krallen.

Melanie Mergler

Der Jakobsweg zwischen Kultur und Kommerz

► Ein Pilger, 1000 Kilometer und noch mehr Gedanken

Sprach Siddhartha: „Mit deiner Erlaubnis, mein Vater. Ich bin gekommen, dir zu sagen, dass mich verlangt, morgen dein Haus zu verlassen und zu den Asketen zu gehen.“

Gefielen uns verbrauchte Redewendungen, könnte man sagen: Der Jakobsweg ist in aller Munde. Wir hören viel über den Camino de Santiago, von Paulo Coelho, Hape Kerkeling und



Die Einheimischen grüßen noch immer die Pilger mit „buen camino“ (einen „guten Weg“), obwohl zig pro Tag durch ihre Dörfer laufen.

vielen anderen, doch bevor du dir ein allzu festes Urteil bildest, solltest du den Jakobsweg vielleicht selbst gehen. Du musst (er)leben um zu wissen. Schon einmal mit dem Gedanken gespielt? Der Jakobsweg zeigt das Verhältnis, wie du zum Leben stehst. Für Ungläubige mag dies schwülstig klingen, offenbart jedoch ebendieses ungläubige Verhältnis.

Der Jakobsweg ist ein Ort – ein magischer für die einen, ein touristischer für andere –, der dir nur die Erkenntnisse geben wird, welche schon zuvor tief in dir saßen und nur warteten, sich dir zu erkennen zu geben. Er hilft dir nicht, Neues zu finden, sondern dich vergessener Dinge zu entsinnen. Der Jakobsweg wird dir nicht schenken, was du wünschst, er wird dir nur zeigen, was du brauchst.

Sprach Siddhartha: „Mir will es nicht so erscheinen, mein Freund. Was ich bis zu diesem Tage bei den Samanas gelernt habe, das, o Govinda, hätte ich schneller und einfacher lernen können. (...)“

Wenn ich gefragt werde, wie es denn auf dem Jakobsweg war, antworte ich zumeist: „Im wahrsten Sinne des Wortes unbeschreiblich.“ Trotzdem fange ich an, von irgendetwas zu er-

zählen. Nie weiß ich, wo, wann, womit zu beginnen und immerzu neige ich zu Pathetik. Dies zeigt mein Verhältnis zum Jakobsweg, denn die Frage, wie meine Pilgerfahrt war, kommt mir der Frage gleich: „Und, wie war dein Leben so bisher?“ Also versuche ich zu erzählen.

Manche beklagen, der Weg verkomme zum Kommerziellen, zum Produkt, mit dem man sich seelische Reinheit erkaufen und nebenbei ein schöne Wanderreise erleben könne. Doch wer bei seinem Urteil über den Pilgerpfad Kommerz sieht, dem empfehle ich, nicht nur dort, sondern überall eine grundsätzliche Kapitalismuskritik zu erdenken.

Sprach Siddhartha, da er ans andere Ufer stieg. „Kein Gastgeschenk habe ich dir zu geben, Lieber, und keinen Lohn zu geben. Ein Heimatloser bin ich (...)“

Auf dem Jakobsweg weisen dir gelbe Pfeile und Muscheln, gemalt, gesprayt, geklebt, angeschraubt an Hauswänden, auf dem Asphalt, auf Verkehrsschildern und an Bäumen den Weg. Das sind Kosten, die verursacht werden, damit du dich nicht verlaufen kannst. Zugegeben, ich erinnere mich, wie ich durch ein Dorf in der Rioja wanderte und Pfeile mich gezielt in einem Bogen an einer Bar entlang wiesen. Kommerz? Möglich. So Gott will?

Die Gegend entlang des gesamten Jakobswegs lebt nicht zuletzt von den Pilgern. Zu einer Bar gelotst zu werden, ist nicht unehrlicher und aufdringlicher als all die Werbung, die permanent unser Leben penetriert, im Fernsehen, in der Zeitung, in jedem aufspringenden Pop-up-Fenster und im Hörsaalgang, im Briefkasten, im Mail-Account, auf dem Handy. All das übrigens blieb mir sechs Wochen erspart. Allein diese Befreiung vom Konsum lässt einen Kommerzvorwurf am Jakobsweg erblassen.

„Du hast ihn gefunden“, sprach Siddhartha flüsternd.

Der Jakobsweg ist dein Lebensweg in komprimierter Fassung. Ständig geht es auf und ab und du lernst viele Menschen kennen, kluge und einfach gestrickte, schöne, seltsame, anhänglich nervende und anziehende, denen du dein letztes Stück Brot und deine letzte Schmerztablette schenkst. Mal willst du allein sein, dann suchst du Gesellschaft, und es mag dir passieren, dass du in Momenten alleine bist, die du viel lieber teilen möchtest, während du in anderen Momenten deine Gesellschaft gar nicht loswirst. Die meiste Zeit aber musst du, sofern du willst, ums Alleinsein kämpfen. Noch in St.-Jean-Pied-de-Port, 200 Schritte auf meinem Jakobsweg, traf ich in der Bäckerei, die bereits um sieben Uhr geöffnet hatte, Joachim (53) aus Duisburg. So schnell ging es bei mir.

Bestimmt wirst du viel lachen, vielleicht wirst du weinen, eventuell wirst du Angst haben, in der frühmorgendlichen Dunkelheit, vor den ständig frei herumlaufenden Hunden oder einer Schlange, die deinen Weg kreuzt. Du wirst frieren und schwitzen und – hattest du mal eine Verletzung in der Schulter, im Knie, am Fuß, wirst du auch an diese erinnert. Dein Körper mag dir verzeihen, aber er vergisst nichts. So wirst auch du vielleicht kämpfen, zuerst gegen deinen Körper, später gegen deine Willensschwäche, bis du siehst, dass der Kampf, so geführt, niemand gewinnen wird.

Und oftmals merken wir Pilger, du und ich, erst im Nachhinein, was wir hätten anders machen können: Hätte ich die Socken getrocknet, hätte ich jetzt keine Blasen. Hätte ich mir bloß Schmerztabletten und Salbe gekauft, dann könnte ich viel schneller vorankommen. Wäre ich doch langsamer gelaufen, hätte ich mehr von der Umgebung wahrgenommen!

Und nie bleibt uns etwas anderes übrig als weiterzugehen. Du selbst musst dich überwinden, immer wieder einen Fuß vor den anderen zu setzen, eine Million Mal, und du allein musst mit Schmerzen in deinem Körper und deiner Seele klarkommen und nur du selbst kannst entscheiden, wie schnell du gehst, welche Abzweigung du wählst, wie viel Ruhe dein Körper und deine Seele brauchen. Sieht das Leben nicht so aus?

Sprach Siddhartha: „Auch mit mir steht es so, Freund, wie mit dir. Ich gehe nirgendhin. Ich bin nur unterwegs. Ich pilgere.“

Vielleicht nicht ganz. Denn auf dem Jakobsweg verliert etwas seine Wichtigkeit, dass sonst unser Leben bestimmt. Zeit. Während hierzulande – vielmehr möchte ich sagen, während diesseits Räume nicht die Grenzen der Möglichkeiten aufzeigen, ist es die Zeit, die uns im Alltag beherrscht. Auf dem Pilgerpfad ist die Zeit unwesentlich, der Raum aber dehnt sich. Für die Strecke Lüneburg-Lübeck, die mit der Bummelbahn 1,5 Stunden dauert, brauchst du zu Fuß, wenn du schnell bist, drei Tage. Zwar ist der Raum geweitet, aber nicht unendlich. Und so beherrscht auch er dich nicht, nur ist es aufwendiger, ihn zu überwinden.

Doch haben wir, im Leben wie auf dem Jakobsweg, ein Ziel. Wir wollen glücklich sein, ankommen – ob in Santiago de Compostela, Fisterra, in der Chefetage bei Siemens oder bei der eigenen Familie mit zwei Töchtern und einem Sohn. Das macht uns am Ende alle zu Gleichen. Auch das kann der Jakobsweg deutlicher lehren als das richtige Leben, weil alle Pilger bequeme, funktionale, oft schmutzige Kleidung tragen und alle in die gleiche Richtung laufen und als Gruß stets einen „buen camino“ wünschen.

Ohne Zweifel bleibt es nur ein Wanderweg im Norden Spaniens. Und doch ist es eine logische Konsequenz, dass der Geist neue Erfahrungen macht, wenn der Körper ausgelaugt wird. Wird die Hülle porös, kann das Innere besser atmen. Ich bin den Jakobsweg von St.-Jean-Pied-de-Port bis nach Fisterra gegangen, habe zwei Tagesmärsche Umweg gemacht und bin auch die 90 Kilometer von Fisterra nach Santiago zurück, insgesamt 1.000 km, gelaufen. Die längste Strecke war die an meinem letzten Pilgertag, 54 Kilometer, wofür ich 12 Stunden

brauchte. Und ich bin Pilgern begegnet, die in Deutschland gestartet sind und über 3.000 km zu Fuß zurückgelegt haben. Ich kenne die gesamte Strecke, habe aber nur einen Bruchteil gesehen. Auf den Wegen, die wir gehen, in Nordspanien und im Leben, bleibt uns am Ende das meiste doch verborgen.

Sprach Siddhartha: „Was sollte ich dir, Ehrwürdiger, wohl zu sagen haben? Vielleicht das, dass du allzu viel suchst? Dass du vor Suchen nicht zum Finden kommst?“

Vor der Reise warten eine Menge Fragen auf den angehenden Pilger. Wie viel Kilo Gepäck sind ertragbar? Wie komme ich vom Flughafen nach St. Jean? Brauche ich Wanderstöcke oder nur einen Wanderstock? Oder gar keinen? Kann ich als Frau allein gehen? Welche Sachen müssen in die Reiseapotheke? Welcher Reiseführer ist der beste? Wenn ich nur drei Wochen Zeit habe, wo sollte ich starten? Wie viele Kilometer schafft man am Tag? Sollte ich ein Buch mitnehmen, die Bibel vielleicht? Werden mir im März die Füße abfrieren? Wie komme ich nach Fisterra, wenn ich nicht zu Fuß gehen will? Wo bekomme ich eine Jakobsmuschel?

Die Antwort auf die letzte Frage ist: Fisterra. „Fin de terra“, wie man es auch nennt, „das Ende der Welt“. Wenn du früh morgens suchst, wirst du an einem der zwei Strände eine Jakobsmuschel finden. Was du bis und in Fisterra nicht zwingend finden wirst, ist die Antwort auf deine anderen Fragen. Entweder begegnen sie dir vorher oder vielleicht erst zuhause, nach ein paar Wochen oder Monaten in Deutschland. Oder nie. Wenn es im diesseitigen Leben so ist, warum sollte es auf dem Jakobsweg anders sein? Aus diesem Grund erfährt hier das leider verbrauchte Sprichwort seine tiefste Wahrheit: Der Weg ist das Ziel.

Sprach Siddhartha: „(...) Ich aber trete meine Pilgerschaft aufs neue an.“

Nun darf man zu Recht fragen: „Warum gibt es hier nur zwei Bilder? Wie war denn jetzt deine Reise? Wo sind die Infos, die Details?“ Spräche ich: „Was erzähltest du mir, o mein Pilgerfreund, wenn ich fragte, wie dein Leben war?“. Mit Antworten kann ich nicht aufwarten. Auch der Jakobsweg vermag nur ein paar wenige für uns bereithalten, indes er viel mehr Fragen an dich zu richten scheint, auf die du niemals Antworten finden wirst.

*Nico Drimecker
Spezielle Fragen, Anregungen, Kritik:
Nico.Drimecker@pushmagazin.de
Zitate aus „Siddhartha“ (Herrmann Hesse)*

Ich esse meine Suppe nicht! Nein, meine Suppe ess` ich nicht!

► Vom Geschmackssinn der Kinder

Da sitzt der Suppenkaspar vor seiner Suppe und weigert sich zu essen. Bis zu seinem eigenen Tode verschmäht er die Suppe. Und die Moral von der Geschichte: Man soll alles essen, was auf den Tisch kommt, sonst droht der Hungertod. Etwas Anderes gibt es nicht! Was sicher zu Zeiten von Dr. Heinrich Hoffmann noch nicht bekannt war: Kinder haben einen anderen Geschmackssinn als Erwachsene. Die folgenden Sätze kennt sicher jeder: „Solange du deine Füße unter meinen Tisch stellst, wird gegessen, was auf den Tisch kommt!“; „Erst wenn du alles aufgegessen hast, scheint morgen die Sonne!“; „Kinder, die im Krieg leben, wären froh, wenn sie überhaupt eine Suppe bekommen würden!“. An dem eigenen Geschmackssinn von Kindern ändern diese Sätze jedoch nichts.

Mit der Schwangerschaft fängt es an. Auf einmal schmecken der werdenden Mutter die Lieblings Speisen nicht mehr und es stellen sich seltsame Essensgelüste ein. Darauf folgt die Stillzeit, in der der Speiseplan der Mutter oft eingeschränkt ist. Einige Kinder vertragen keine Zwiebeln und bekommen über die Muttermilch Blähungen. Da verzichtet die Mama gern auf bestimmte Lebensmittel, wenn dadurch das Kind ruhig schläft und nicht schreit. Somit zeigen sich schon im frühen Alter besondere Vorlieben, Abneigungen und Unterschiede im Essverhalten der Kinder. Teilweise ist unser Geschmack empfinden angeboren und zum Teil durch Umwelteinflüsse erlernt.

Lieblingessen: Süßigkeiten

Nicht allen schmeckt das Gleiche, jedoch mögen die meisten Menschen, ob groß oder klein, Süßes. Die Vorliebe für Süßes lernen wir schon über die Muttermilch. Hätte die Suppe vom Suppenkaspar süß geschmeckt, dann hätte er sie sicher gemocht und aufgegessen. Unsere Vorliebe für Süßes und die Ablehnung für Bitteres liegt an einem Urinstinkt. Ohne die Vorliebe für Süßes hätte die Evolutionsgeschichte anders ausgesehen, denn Süßes bedeutete lecker und schnelle Energie, wohingegen der bittere Geschmack ein Signal für giftiges Essen war. Süßes gehörte demnach zum Überleben. Mit süß ist sicher die Süße von Früchten gemeint und nicht die bei Kindern allseits beliebten Süßigkeiten.

Die Antwort vieler kleiner Gourmets, was denn ihr Lieblingsessen sei, beantworten diese mit: Süßigkeiten! Süßigkeiten sind süß und sprechen somit den Urinstinkt an. Sie stehen nicht auf dem eigentlichen Speiseplan, was sie umso interessanter macht. Der Moment, in dem die Kinder Süßigkeiten bekommen, ist ein besonderer. Ihr ungesunder Charakter ist bekannt, aber in Maßen sind auch Süßigkeiten unbedenklich. Ein Risiko werden sie erst bei einem übermäßigen Konsum. Erschreckend ist daher die stetig ansteigende Zahl übergewichtiger Kinder. In den letzten 10

Jahren hat sich die Zahl der Moppelkinder verdreifacht. Inzwischen ist bereits etwa jedes fünfte Kind und jeder dritte Jugendliche übergewichtig. Sieben bis acht Prozent leiden sogar unter Fettsucht. Einer der Hauptgründe dafür ist sicherlich die falsche Ernährung mit Süßigkeiten und Fast Food. Zum Glück ist die Süßigkeitensuppe noch nicht erfunden, da gehört immer noch Gemüse hinein.

Süß, bitter, salzig und sauer

Mit den auf der Zunge liegenden Geschmacksknospen nehmen wir den Geschmack wahr, dabei unterscheiden wir vier Geschmacksrichtungen: süß, bitter, salzig und sauer. Ob es auch einen Bereich gibt, mit dem wir Fettiges schmecken, ist noch nicht geklärt. Mit der Zungenspitze schmecken wir vor allem süß, an den Rändern salzig und sauer und mit dem Zungengrund bitter. Mit einem einfachen Experiment lässt sich die Wahrnehmung für Geschmacksrichtungen fördern. Einfach die Augen der Kleinen verbinden und Lebensmittel mit verschiedenen Geschmacksrichtungen testen lassen. Das macht Spaß und Kinder können spielerisch Geschmack entdecken. Die Anzahl der Geschmacksknospen, mit der wir Geschmack wahrnehmen sinkt mit steigendem Alter. Während wir als Säuglinge noch ca. 10.000 Geschmacksknospen haben, verringert sich diese Menge bei Erwachsenen auf ca. 2.000. Demnach haben Kinder einen viel feineren Gaumen. Wahrscheinlich gehörte der Suppenkaspar zu den so genannten „Superschmeckern“. Diese sind im Gegensatz zu den „Nichtschmeckern“ mit besonders vielen Geschmacksknospen ausgestattet und reagieren empfindlicher auf würzige Speisen.

Igitt-Lebensmittel in leckerer Verpackung

Der Suppenkaspar, der vor seiner Suppe sitzt und diese verschmäht, ist kein Einzelfall. Das Gemüse bleibt bei Kindern häufig liegen und eine ausgewogene Ernährung, obwohl sie angeboten wird, ist überhaupt nicht möglich. Vielleicht schwammen in der Suppe vom Kaspar sogar Lauch oder Avocados. Dann wäre seine Abneigung kein Wunder, denn diese Lebensmittel stehen ganz oben auf der Liste der Igitt-Lebensmittel. Gemüse ist wichtig! Was aber tun, wenn die Kinder trotz aller erdenklichen Regeln (gutes Vorbild, immer leckeres Gemüse als Beilage, usw.) das Essen dennoch nicht anrühren. Experten raten, das Gemüse kindgerecht zuzubereiten und es entsprechend zu präsentieren, denn das Auge isst mit. Demnach wird eine Möhre in Form der Schlange „Ka“ verschlungen, wie ein Regenwurm vom Vogel. Einen Versuch ist es wert, aber ob die richtige Präsentation die Geschmacksknospen überlistet, ist fraglich.

Auch die Verpackung von Nahrung kann bei der Wahl für das Essen entscheidend sein. Forscher haben in einer Studie

herausgefunden, dass Kinder Gemüse lieber essen, wenn es in einer McDonalds Packung steckt. Anzumerken ist, dass die Studie in einer sozial niedrigen Schicht durchgeführt wurde, laut dem Forscher wäre das Ergebnis bei finanziell besser gestellten Familien jedoch gleichwertig. Ergebnis der Untersuchung war, dass Gemüse aus Burgertüten bekannter Marken deutlich lieber gegessen wurde, als Gemüse ohne Verpackung. Ein Faktor, der Einfluss auf dieses Ergebnis hat, ist der Medienkonsum der Kinder. Wenn also der Gemüsekonsum zu wünschen übrig lässt, dann einfach eine Pommes-Tüte einer bekannten Burgerkette nehmen, Möhren in Pommesform schneiden und auf den Tisch damit – ein Erfolg ist zu 65 % gewährleistet.

Früh übt sich der Geschmack

Da der Geschmackssinn von Kindern ausgeprägter ist, brauchen Kinder weniger gewürzte Speisen. Die fertige Babykost schmeckt für Erwachsene recht fade und langweilig ist aber für Kinder genau richtig. Kinder müssen den Geschmack erst lernen. Dies sollte jedoch langsam geschehen. Die Vorliebe für be-



Auch Gemüse kann ein tolles Geschmackserlebnis für Kinder sein.

stimmte Speisen entwickelt sich schon im Kindergartenalter. Wer in seiner Kindheit eine ausgewogene Ernährung genießt, der wird mit größter Wahrscheinlichkeit auch später eine ausgewogene Ernährung bevorzugen. Dabei ist es vorerst nicht wichtig, ob Kinder alles essen, was geboten wird, denn das entwickelt sich erst mit den Jahren. Wenn also der etwas scharfe Käse, obwohl er gesund ist, gemieden wird, ist das völlig normal. Auch die Abneigung gegen bestimmte Gemüsesorten ist nicht verwunderlich. Die Aufgabe der Eltern ist es, für ein reichhaltiges Angebot zu sorgen, das aus Vollkornprodukten, Gemüse, Milchprodukten und Obst besteht. Wenn Kindern dieses Angebot zur Verfügung steht, haben sie die Möglichkeit, aus diesen Köstlichkeiten auszuwählen. Kinder wissen oft selbst, was ihr Körper braucht, damit es ihm gut geht. Je mehr Einfluss auf diesen gesunden Menschenverstand von den Eltern genommen wird, desto eher verlernen Kinder dieses Gefühl für ihren Körper. Wenn trinken angeboten wird und das Kind hat Durst, wird es sich etwas nehmen. Mit einem Zwang zu bestimmten Speisen, wie beim Suppenkaspar, wird nicht viel erreicht. Wenn Kinder etwas nicht mögen, nützt es nichts, sie zu zwingen, nur weil es

gesund ist. Man sollte es jedoch immer wieder anbieten und zum Probieren anregen, weil sich der Geschmackssinn mit dem Alter verändert. Wenn zuhause also ein kleiner „Superschmecker“ sitzt, der alles verschmäht, heißt es, gelassen zu bleiben und möglichst viele tolle Speisen anbieten.

Sabine Dupont

Kinder haben Spaß daran, Essen selber zuzubereiten. Um dies umzusetzen, hier ein leckeres Rezept:

Rezept

Rotkäppchenkörbe (für etwa 4 Personen)

Man braucht:
 150 g Buchstabennudeln
 50 g tiefgekühlte Erbsen
 4 gr. Fleischtomaten
 100 g gekochter Schinken
 etwa 4 Cornichons

Dressing:
 100 ml Schmand
 1 TL Essig
 etwas Essigsud von den Cornichons
 etwa 3 EL gehackte Petersilie
 (je nach Geschmack etwas Knoblauch!)

Und so wird es gemacht:

1. Vorbereiten: Alle Zutaten bereitstellen. Nudeln kochen, 4 Minuten vor Ende der Kochzeit die tiefgekühlten Erbsen dazugeben. Beides zusammen in ein Sieb kippen und abspülen, erkalten lassen.

2. Zubereiten: Tomaten waschen. Mit einem Messer jede Tomate parallel links und rechts vom Stielansatz senkrecht etwa ein Drittel tief einschneiden. Dann die Tomaten von den Seiten her auf gleicher Höhe bis zu den vorherigen Schnittstellen einschneiden, sodass beim Herausstrennen der beide Stücke ein etwa zwei Zentimeter dicker Tomatenbogen bestehen bleibt. Festes Fruchtfleisch vorsichtig mit einem Messer lösen. Nun die Tomaten mit einem Teelöffel aushöhlen und Kerne, Flüssigkeit und Trennwände entfernen.

3. Den Schinken, die Cornichons und Reste der Tomatendeckel in kleine Würfel schneiden. Für das Dressing alle Zutaten miteinander verrühren. Die gewürfelten Zutaten, Nudeln, Erbsen und Dressing in einer Schüssel vermengen, mit Salz, Pfeffer, Kräutern und Essigsud mild abschmecken.

4. Die Tomatenkörbchen mit dem Nudelsalat füllen, den restlichen Salat auf 4 Teller verteilen und die Tomatenkörbchen darauf setzen.

Ganz nach meinem Geschmack

► Ein Rückblick auf fünf Jahre Leben in Lüneburg

Bayerische Provinz oder Lüneburger Heide – vor diese Wahl stellte mich damals der NC. Die Geschwindigkeit des bayerischen Immatrikulationsamtes sorgte dann dafür, dass ich mich zunächst dort einschrieb. Von 15.000 Einwohnern im Rhein-Main-Gebiet auf 7.000 Einwohner im tiefsten Bayern – nun, sagen wir, ich hoffte weiter auf den Bescheid aus dem Norden des Landes. Entsprechend groß war die Freude, als die Zusage aus Lüneburg ins Haus flatterte.

Verglichen mit dem Altmühltal erwartete mich mit Lüneburg ein regelrechtes Zentrum des pulsierenden Lebens und die Überzeugung mancher Hamburger Kommilitonen, schon rein



Kommen ...

aus Prinzip in der Hansestadt wohnhaft zu bleiben, stieß bei mir nicht zuletzt aufgrund jahrelanger leidvoller Schulbus-Pendelei auf Unverständnis. Überhaupt war Lüneburg zu Beginn ein großes Abenteuer – der erste Umzug überhaupt, die erste eigene Wohnung, neue Menschen, neues Leben. Jenseits des Backsteinäquators Hannover und in sicherer Distanz von 500 Kilometern vor post-erzieherischen Einflüssen aus der Heimat, standen gelegentliche Wochenendheimfahrten außer Frage.

So zog ich mit Sack und Pack gen Norden, hütete den Schlüssel zu meinem ersten eigenen Reich wie einen Schatz und verteilte stolz meine neue Adresse. Dass diese bei vielen der alten Bekannten in der Schublade verschwand und es mit den Jahren immer schwerer werden sollte, Teile des alten Lebens im neuen aufrecht zu erhalten, all das war in den ersten Wochen in Lüneburg unwichtig. Viel zu viele neue Dinge prasselten auf uns ein. Dabei kann ich mich heute noch genau erinnern, mit wem ich die ersten Worte auf dem Campus wechselte, dass der Raum unseres Ersti-Tutoriums im UWi-Gebäude war und welches die erste Lüneburger Kneipe war, die ich von innen sah. Dass es sich dabei um das Café Lilienthal handelte, auch das lässt dar-

auf schließen, dass diese Tage schon ein wenig zurück liegen, denn das Café wurde inzwischen in das „News“ umgewandelt.

Die Stadt Lüneburg half mit Nachdruck mit, dass man sich schnell heimisch fühlte. Denn schon nach wenigen Tagen wurde meine Heimatstadt auf dem Personalausweis mit einem wenig ansehnlichen Aufkleber und dem Stempel der Stadt Lüneburg verdeckt. Ja, die höheren Semester werden sich erinnern, das war die leidige Geschichte mit der Zweitwohnsitzsteuer. Doch trotz dieser Einbürgerungszwangsmaßnahmen wurde Lüneburg sehr viel schneller mein Zuhause, als ich es selbst gedacht hätte. Kaum acht Wochen nach dem Beginn des ersten Semesters konnte ich das Lüneburg-Lied mit schmettern und von Touristen nach dem Weg gefragt zu werden (und ihnen diesen auch noch ohne lange zu überlegen erklären zu können), gab mir das Gefühl, angekommen zu sein.

Überhaupt in einer Stadt zu wohnen, die ein Anziehungspunkt für Touristen ist und es demnach mehr Attraktionen als eine Eisdiele geben muss, sorgte dafür, dass mir als Landpomeranze nicht so schnell langweilig wurde, auch wenn man trotz des Bekanntheitsgrades von Lüneburg alten Freunden immer wieder erklären musste, wo man nun eigentlich studierte. Dass andere darüber schmunzelten, oder wahlweise fluchten, dass der Stadtbus nach 20.00 Uhr seinen Betrieb einstellte, war für



... leben ...

mich anfangs kaum nachvollziehbar. In einer Stadt zu wohnen, in der direkt vor meiner Tür allein zwei Buslinien verkehrten, war schon spektakulär genug. Der fehlende Nachtbus wurde erst dann zum Problem, als meine defekte Fahrradlampe zum Dauerzustand wurde. Zum Glück hielt das restliche Vehikel trotz zunehmender Roststellen in den letzten fünf Jahren tapfer durch und sonntags morgens, wenn es noch still war in der Stadt (ja,

ja, die Metropole, sonntags kein Bus vor 14.00 Uhr), haben mein Fahrrad und ich die entlegendsten Ecken der Stadt erkundet. Das hat mir zumindest erhebliche Standortvorteile eingebracht, denn es soll Kommilitonen geben, die nicht wissen, wie man nach Kaltenmoor kommt. Oder kennt ihr das griechische Restaurant am Kreidebergsee, wart ihr schon mal am Rehagen oder im Klosterkamp? Wisst ihr, wie idyllisch man am Gut Wienebüttel wohnt und wie die Stadt hinter dem Moorweg weiter geht? Dass ich auf diesen Touren auch nach fünf Jahren immer noch neue schöne Ecken entdeckte, anstatt meinen Wohnort schon nach 20 Minuten zu Fuß komplett erkundet zu haben, auch das macht für mich den Reiz am Leben in Lüneburg aus.

Das Nachtleben allein war für mich nie ein Kriterium über einen Umzug nach Hamburg nachzudenken, auch wenn es die Nähe zur Stabi gerade während der Magisterarbeit nahe gelegt hätte. Denn gerade die Besuche in der Bibliothek haben mich regelmäßig wieder zu der Einsicht gebracht, dass Studieren in Lüneburg um ein Vielfaches angenehmer ist. Sobald man sich einen Tag durch diese Präsenzbibliotheken geschlagen hat, in chaotischen Teilbibliotheken trotz zahlreicher Hilfskräfte das Auffinden eines Buches unmöglich schien und man sich dann durch die anonyme Masse wieder gen Hauptbahnhof gehandelt hatte, war ich jedes Mal froh, wieder in die Stadt der kurzen Wege und der ausreichenden Bibliotheks-Arbeitsplätze zurückzukommen.

Als ich zum Ende meines Studiums in den Genuss eines fahrbaren Untersatzes gekommen bin, musste ich allerdings erkennen, dass es um Lüneburg herum mit dem lebhaften Kleinstadtdasein nicht weit her ist. Ich möchte an dieser Stelle auf Mechttersen verweisen, wo die Straße tatsächlich einfach aufhört – es hilft nur Umdrehen. Oder aber die Vielzahl von Gemeinden mit grünem Ortsschild, die aus kaum mehr bestehen als drei Bauernhöfen, von denen mindestens einer zum Verkauf steht und die Existenz von Handy- oder Internet-Anbindung alles andere als selbstverständlich ist. Als Kind des Rhein-Main-Gebietes gelten Ortschaften ohne mindestens eine Bäckerei für mich als unbewohnbar.

Im Kontrast dazu erstrahlt Lüneburg einmal mehr im Glanz der Metropole und es wundert nur noch wenig, dass man sich samstags vor Menschen in der Stadt kaum noch retten kann. Apropos: die Einkaufsstraßen. Okay, die üblichen Kaufhausketten haben sicherlich schon mit größeren Filialen gegläntzt, aber nur, wer mal auf dem Land gelebt hat, weiß es Wert zu schätzen, welche ungeahnte Möglichkeiten die Lüneburger Innenstadt in Sachen Geschenkauf bietet, fernab vom alljährlichen Gutschein der örtlichen Drogerie. Zehn Minuten mit dem Fahrrad um sich neu einzukleiden oder abends auszugehen, statt 20 km mit dem Auto – all das gehörte zu den Privilegien meiner Zeit in Lüneburg, die ich nicht missen möchte. Und

wenn man Gästen einen halben Tag lang die Höhepunkte der Stadt vorführen kann, anstatt sich auf besagte Eisdielen beschränken zu müssen, dann weiß ich, dass es das I-Amt gut mit mir gemeint hat.

Umso merkwürdiger das Gefühl, dass meine Zeit in Lüneburg nun dem Ende zugeht – und das nicht nur, weil es mir der verregnete Sommer nicht mehr ermöglicht hat, meine Zehner-



... und Gehen!

karte für das Freibad noch aufzubrechen. Ein bisschen fühlt man sich inzwischen fremd auf dem Campus zwischen den vielen unbekanntenen Gesichtern. Doch neben der aufkommenden Wehmut ist da auch die große Spannung auf das neue Unbekannte, die Ungewissheit, wohin es einen verschlägt und welche Möglichkeiten das Studium neu eröffnet hat. Im Rückblick, waren die vergangenen fünf Jahre sicher die Zeit in meinem Leben, die am schnellsten vergangen ist. Doch neben dem letzten Schliff an der Magisterarbeit und den Bewerbungen in alle Teile des Landes bleibt kaum Zeit, sich darüber klar zu werden. Während jeder an seiner Zukunft bastelt, beginnen die neuen Freunde aus dem neuen Leben sich bereits in alle Himmelsrichtungen zu zerstreuen. Mal sehen, was da draußen auf uns wartet. Eines aber hatten und haben wir in jedem Fall gemeinsam: fünf abwechslungsreiche Jahre in der Salzstadt – ganz nach meinem Geschmack. Good bye Lüneburg, mach's gut, Univativ.

Sandra Simon

Munstermannskamp 3

► Eine Sprechstunde mit den Mitarbeitern der Psychotherapeutischen Beratungsstelle des Studentenwerks Braunschweig

Munstermannskamp 3. Ein steriler, rotgelber Bauklotz in der Nähe des Campus. Dort befindet sich die Psychotherapeutische Beratungsstelle des Studentenwerks Braunschweig. Ich habe einen Termin mit Rita Harms und Rolf Wartenberg. Unruhig sehe ich auf die Kirchturmuhren am Sande. Ich habe den Bus verpasst und muss auf den nächsten warten. Das macht mich nervös, weiß ich doch, dass die Psychotherapeuten wenig Zeit haben. Die Beratungsstelle ist voll ausgelastet.

Der Bus hält. Schon zwei Minuten nach fünf. Im Stechschritt gehe ich über die Straße, hinein in den hässlichen Klotz. Als ich durch die Tür komme, lächeln mir Harms und Wartenberg entgegen. Die Anspannung verfliegt. Sie scheinen mir die fünf Minuten Verspätung nicht übel zu nehmen. Ich erfahre, dass Wartenberg seit zehn Jahren Rat suchenden Studenten zur Seite steht. Harms ist schon seit der Gründung der Beratungsstelle im Jahre 1991 da. Die Berater sind mir auf Anhieb sympathisch. Am Liebsten würde ich ihnen von meinem Leben erzählen, ihnen mein Herz ausschütten. Doch dafür bin ich nicht hier. Ich konzentriere mich auf meine Fragen und nehme den Gesprächsfaden wieder auf. Das Angebot der Psychotherapeutischen Beratungsstelle ist vielfältig: Sowohl Einzel-, Paar- als auch Familienberatung stehen auf dem Programm. Neben den Sprechstunden werden auch Kurse angeboten, die den Studenten helfen sollen, Prüfungsangst oder Arbeitsstrukturierungsprobleme in den Griff



Rita Harms und Rolf Wartenberg von der Psychotherapeutischen Beratungsstelle.

zu bekommen. Den Weg zu Harms und Wartenberg finden die Studenten zumeist durch Mundpropaganda. Manche bringen sogar ihre Freunde mit.

Es ist, als hätte Rita Harms geahnt, dass mir eine schwere Entscheidung bevorsteht. Wir kommen doch auf mein Leben zu sprechen, meinen Studienabbruch. Aber nur kurz. Es fällt mir schwer, meine Gedanken für mich zu behalten, meine Souveränität nicht zu verlieren. Das vergangene Jahr hat mich weinerlich gemacht. Ich kämpfe gegen die Tränen an und schlucke den Kloß

herunter, der mir immer in der Kehle steckt, wenn es um dieses Thema geht. Es gelingt mir, die Fassung zu bewahren.

Die meisten Studenten kommen in der Mitte ihres Studiums zu den Psychotherapeuten. Depressive Verstimmungen, Selbstwertprobleme, Zukunftsangst und Konflikte mit der Herkunftsfamilie sind häufig genannte Probleme. Zahlreicher geworden ist in den letzten Jahren das Thema Einsamkeit. „Das liegt vor allem daran, dass der Leistungsdruck in den vergangenen Jahren zugenommen hat“, weiß Harms zu berichten. Sie erzählt von Studenten, die sogar nach einem 14-Stunden-Tag noch das Gefühl hätten, zu wenig getan zu haben. Vor allem durch die Einführung der Studiengebühren sei der Druck auf die Studenten gestiegen, ihr Studium in der Regelzeit zu bewältigen, meint die Diplom-Pädagogin. Aus Angst zu versagen, hätten die Studenten weniger Zeit für innige Gespräche. Also müsse die Beratungsstelle den Tratsch mit der besten Freundin ersetzen. „Frauen kümmern sich besser um sich selbst“, sagt Harms und verweist darauf, dass nur jeder fünfte Ratsuchende ein Mann ist. Männer hätten Angst davor, belächelt zu werden und zögerten darum, sich an eine Betreuungsperson zu wenden.

Generell trifft die Psychotherapeutische Beratungsstelle in Lüneburg jedoch auf zunehmende Akzeptanz. Es ist nicht mehr peinlich und verpönt, sich auf die Couch zu legen. Das schlägt sich auch in der aktuellen Sozialerhebung des Studentenwerks Braunschweig nieder: Seit 2001 hat sich die Zahl der Ratsuchenden beinahe verdoppelt. 400 Studenten haben Harms und Wartenberg im vergangenen Jahr aufgesucht. 2001 waren es 250. Die Anzahl der Gespräche hat zugenommen. Die Anzahl der Mitarbeiter stagniert. „Damals gab es auch noch keine Wartezeiten“, sagt Wartenberg. Harms vermutet, dass die Nachfrage mit der Einführung der neuen Bachelorstudiengänge weiter steigen wird, und mit ihr die Wartezeiten. „Unsere Wartelisten sind jedoch nicht mit denen der niedergelassenen Psychotherapeuten vergleichbar“, betont Wartenberg. Zudem hätten Studenten immer die Möglichkeit, in die offene Sprechstunde zu kommen. „Das Bluffen unter den Studenten ist weit verbreitet“, merkt Wartenberg an. Über Schwierigkeiten mit dem Studium spreche man auf dem Campus selten. Nur nicht das Gesicht verlieren, laute die Devise. Der Psychotherapeut vermutet, dass mit dem Leistungsdruck auch der Konkurrenzkampf unter den Studenten größer geworden sei.

Die Zeit ist schnell vergangen. Wartenberg sieht auf die Uhr, dann aus dem Fenster. Es ist kurz nach sechs, Feierabend, und die Sonne scheint. „Vielleicht haben wir ja heute noch was von dem schönen Wetter“, sagt er zu seiner Kollegin. Ich verabschiede mich und verlasse den gelbrotten Bauklotz am Munstermannskamp.

Anna S. Berger

„Ein eingespieltes Team“

► Blick hinter die Kulissen des Musiktheaters

Freitagmorgen, elf Uhr. „Wenn du nicht still bist, bring ich dich um“, singt Urs Michael Theus. „So ist sie tot“, erwidert der Sänger Ulrich Kratz. Das Lied, das hier so grausam klingt, gehört zur Operette „La Cenerentola (Aschenputtel)“, die am 24. November Premiere am Theater Lüneburg hat.

Wir befinden uns in einem nüchternen Raum im Souterrain des Theaters, in der Mitte des Zimmers ein Flügel, an den Wänden große Spiegel, überall Notenstapel. Hier hat Urs Michael Theus sein Büro, das gleichzeitig als Probenraum dient. Seit 1998 ist Theus Musikalischer Oberleiter am Lüneburger Theater und damit Hauptverantwortlicher der musikalischen Sparte. Er plant das Programm, engagiert Musiker und Sänger, aber er betreut auch Stücke und ist dann als Dirigent unter anderem für die täglichen Proben zuständig.

„Wir sind bei ‚La Cenerentola‘ noch im absoluten Anfangsstadium der Probenarbeit“, erzählt Theus. Je nach Stück fangen die Proben drei bis sechs Monate vor der Premiere an, bei besonders anspruchsvollen Stücken manchmal sogar ein ganzes Jahr vorher. „An großen Häusern gibt es einen so genannten Korrepetitor, der mit den Sängern ihre Partien einübt“, erklärt er. Hier wechselt er sich bei der Arbeit an neuen Stücken mit dem Ersten Kapellmeister Nezhik Seckin ab. „Das macht mir Spaß, und es hat den großen Vorteil, dass meine Beziehung zu den Sängern viel enger ist. An manchen größeren Theatern taucht der Musikalische Direktor erst kurz vor der Premiere bei den Proben auf.“

Die Stimmung während der Probe ist entspannt, nur gelegentlich unterbricht Theus den Sänger durch freundliche, aber bestimmte Anweisungen. „Bring doch da mal ein bisschen Ironie rein“, schlägt er vor, und tatsächlich, beim nächsten Anlauf spricht aus dem Stimmfall des Sängers blanke Ironie. Ulrich Kratz nimmt die Probe mit einem Diktiergerät auf, zu Hause kann er dann mit Hilfe der Aufnahme weiter proben.

Auch in den kurzen Gesprächen zwischendurch merkt man, dass sich Sänger und Dirigent gut verstehen. „Wir sind schnell“, stellt Kratz grinsend fest. „Ein eingespieltes Team“, stimmt ihm Theus zu.

Die Liebe zur Musik wuchs bei Theus schon in seiner Kindheit. Seine Ausbildung zum Dirigenten machte er an der Musikhochschule in Dresden, seine erste Stelle hatte er als Korrepetitor in Erfurt. Beim Sinfonieorchester in Gotha hatte Theus drei Jahre später zum ersten Mal die Gelegenheit, regelmäßig ein Orchester zu dirigieren. Doch auf die Dauer zog es ihn zurück ans Theater: Die nächste Station seiner Karriere war Magdeburg. „Die Arbeit mit Sängern und Regisseuren, Stücke, Kostüme und Licht am Theater, das macht mir einfach mehr Spaß“, so Theus. „Sonst wäre ich vielleicht jetzt ein berühmter Dirigent“, fügt er augenzwinkernd hinzu.

In Lüneburg ist Theus seit fast zehn Jahren und fühlt sich nach wie vor ausgesprochen wohl. Ihm gefällt die „tolle Atmosphäre“ am Theater und vor allem: „Hier kann ich mich selbst verwirklichen.“ Aber der Musik widmet er sich auch außerhalb des Lüneburger Theaters: Als Lehrbeauftragter an der Hamburger Hochschule für Musik unterrichtet er acht Stunden die Woche Gesangsstudenten. Und so manche Studenten aus Lüneburg werden ihn auch kennen: Seit sechs Jahren leitet er hier das Uniorchester.

Szenenwechsel. Samstagmorgen, zehn Uhr. Im großen Saal des Theaters Lüneburg beginnt die Probe für das Musical „Der



Szenische Probe des Musicals „Der kleine Horrorladen“

kleine Horrorladen“. Die Premiere ist Ende Oktober, und unter Leitung der Regisseurin Helga Wolf wird dieses Stück bereits szenisch, also auf der Bühne geprobt.

In dieser Phase der Probenarbeit, die sechs bis acht Wochen vor der Premiere beginnt, ist die Regisseurin für die Anweisungen zuständig, Dirigent Nezhik Seckin begleitet die szenischen Proben am Klavier und feilt mit den Sängern in separaten Proben an ihren Gesangsdarbietungen.

Der Zuschauerraum ist fast leer, dafür ist die Bühne umso voller: Nicht nur Haupt- und Nebendarsteller, Regisseurin, Kapellmeister und Chor sind anwesend, sondern auch Regieassistenten, Inspizienten und Souffleuse. Sie alle sitzen mit auf der Bühne und verfolgen die Probe aufmerksam. Zwischendurch sind die Stichworte der Souffleuse gefragt, wenn ein Schauspieler im Text hängen bleibt.

Die endgültigen Kostüme haben die Schauspieler noch nicht an, und die Kulissen werden zum größten Teil durch Holz- und Pappkonstruktionen angedeutet. Aber Texte, Mimik und Gestik sitzen, die meisten Szenen werden flüssig durchgespielt. Die Premiere kann also bald kommen!

Bettina Printz

Eigenlob stimmt

► Hallo, ich heiße Nico und ich bin Egomane

Wenn das Heftthema „Eine Frage des Geschmacks“ ist, sollte ja wenigstens ein einziger synästhetischer Artikel dabei sein – ein Text, der alle Sinne anspricht: dessen leichte Worte durch das Haar wehen, den Duft honigsüer Adjektive in die Nase treibend, dessen Nomen sich vor den Augen des Lesers wie endlose Narzissenfelder ausbreiten – hie und da eine Biene oder einen Marinenkäfer erblickend – und dessen Verben Zunge und Gaumen besser verwöhnen als ein all inclusive-Besuch bei arko. Aber dieser Text schmeckt allenfalls bitter.

Wozu gibt es in Zeitschriften Editorials? Liest die jemand? Auch die Univativ hat eins. Hat jemand von euch in der letzten Ausgabe das Editorial gelesen? Falls nein, ist es wohl auch an euch vorbeigegangen, dass die Univativ zur fünftbesten Hochschulzeitschrift im deutschsprachigen Raum gekürt wurde. Tjaha! Höret und staunet! „Wer hätte das gedacht!“ möchte man beinahe sagen. Vieles ist manchmal besser als es scheint.

Editorials sind ja wie readme-Dateien. Das waren diese Dateien, die „readme.txt“ hießen und sich früher immer nach der Installation eines Programms öffneten. Es ist eine kleine Textdatei, in der sich immer für den Erwerb des Produktes bedankt wurde und irgendwelche wichtigen Ratschläge standen. „Readme.txt“ heißt, wer hätte das gedacht, „lies mich (gefälligst)!“ Tut bloß niemand. Wie Editorials.

Editorials und readme-Dateien sind, glaube ich, aufgrund eines Phänomens aus der Grundschule entstanden. In der Grundschule war es toll, wenn jemand Schnipsen konnte. Das unterstrich das eigene bloße, nackte, stille, im Meer der 30 gen Himmel gestreckten Arme untergehende Zeigefingerchen und hob sich auch über Stimmunterlegungen, wie „mmmh-mmm-mmmh“ und „hiiiiieer, Frau Ebersbach“ hinweg. Diese Leute, die nicht schnipsen konnten, haben das Editorial erfunden.

Da sind wir anders, du und ich. Wir werden erhört, wir sprechen, wann immer wir wollen und uns hören die anderen zu. Warum? Ja, hm, keine Ahnung, übernatürliche Phänomene entbehren jedweder Erklärung. Du und ich, wir sind eben berufen, auserwählt, wir sind die Auslese, ein Hoch auf unsere Generation – mit vielen Ausnahmen! Selbstredend. Wir sind jung und aufstrebend, gutbürgerlich sind die anderen, wir sind feudal, aristokratisch, ja fürstlich und exklusiv, aber nicht stotzend, wir sind nobel ohne opulent und herrschaftlich ohne herrisch zu sein. Wir sind die Zukunft!

Wir sind elitär und unsere Waffen sind Kompetenz und ein stetes, mildes Lächeln. Durch unsere Adern fließt hoch dosierte Kompetenz, bestehend aus Fachwissen und Softskills, beides zu 100 %. Wir messen nicht im Promillebereich, es sei denn, es geht um die Schwäche, oft zu bescheiden zu sein. Den Thron an den, dem er gebührt! Hab Mut zum Eigenlob!

Warum? Weil wir, verdammt noch mal, oft genug pessimistisch sind! Selbstzweifel nagen an uns, „bin ich schön?“, und scheinen uns manchmal zu zerfressen. In uns ist Leere, „wo soll ich mit meiner Liebe hin?“, Angst vor der Zukunft auch, „scheie, was soll ich später mit dem verdammt Studium machen?“, und permanent beobachten wir die anderen: „Kann jemand lauter schnipsen als ich?“

Das Selbstvertrauen verkriecht sich allzu gern im Keller. Knips das Licht an und du siehst es für einen Augenblick, doch nur ein Wimpernschlag des Lebens und – huch! – da hat sich's wieder hinter dem Karton versteckt, in dem wir noch die Sorglosigkeit von früher aufbewahren, die wir irgendwann wieder rauskramen wollen, wenn wir alt sind.

Unsere Seelen bieten allen Sorten des Pessimismus und der Traurigkeit ein gemütliches Zuhause. Sie nisten sich ein und machen sich breit, quälen uns mit Gedanken, die wir nicht haben wollen, lassen uns jede Stunde, oft jede Minute denken, grübeln, zweifeln und wollen nicht verschwinden, bis wir jedes Vertrauen verlieren und uns von Glauben und Hoffnung abwenden. Wir wollen „Pimp my soul!“ anrufen, doch wir finden im Internet nur die Nummer einer „Telefonseelsorge“, was uns noch mehr runterzieht.

Wir klicken weiter und landen im StudiVZ, das auch über die Domain www.Profilneurose.de erreichbar sein sollte. Die einen werden dort von StalkerInnen verfolgt, die anderen wünschen sich viel mehr Aufmerksamkeit von Fremden, um so ein Stück Selbstvertrauen zurückzugewinnen. Beide sind Verlierer. Einige von uns klicken dann wieder weiter und machen sich ein Profil auf MySpace: mehr Web 2.0, mehr Profilneurose, mehr Ficken.

Wir sollten viel weniger selbstkritisch sein. Aber wer ist „Wir“? Es ist doch immer das gleiche: Diejenigen, die mehr Selbstkritik vertragen könnten, laufen schier unermüdlich selbstbewusst durch die Welt und diejenigen, die zu viel davon haben, sind von dem zu großen Selbstvertrauen der anderen angekotzt und beneiden sie gleichzeitig um deren Leichtigkeit.

Zum Beispiel der Aktkalender von Studenten, den es an immer mehr Unis gibt und den auch das StudiVZ macht. Meinen Respekt allen Modells! Wer auf Spiegel-online den Kalender der TU Clausthal gesehen hat, weiß, es gibt Leute mit außerordentlichem Selbstbewusstsein. Diesen Mut möchte man beneiden. Wo aber endet unpopulärer Geschmack und beginnt Fetisch?

Es gibt Dinge, die schon längst hätten gesagt werden müssen, z. B.: „Du kotzt mich an!“ oder: „Die Univativ ist die fünftbeste Hochschulzeitschrift!“ Es gibt auch so etwas wie Contenance – und Dinge, die schon zu oft gesagt wurden. Zweifellos ganz oben auf dieser Liste steht „Ich liebe dich!“ und „Die Gesellschaft ist oversexed and underfucked.“ Wie überraschend!

Ich denke: Dann lieber mit dem Trend schwimmen und einen Kalender mit nackten schönen Menschen machen.

Neulich hatte auch ich mal Mut, etwas zu sagen, das gesagt werden musste. Ich war bei Levi Strauss, wo ein Mann vor dem Spiegel stand und abzuwägen schien, ob die Jacke passte. „Viel zu groß!“ sagte ich kopfschüttelnd zu ihm. Verwundert guckte er mich an: „Hmmm? Ich stoße schon mit dem großen Zeh vorne an!“ Das war dann doch ein Satz anderer Sorte, einer, den ich mir einfach nur hätte sparen können.

Darum hier unser readme-Text – in Kurzform, damit ihn jeder liest:

Selbstsicherer sein!
Selbstkritischer sein!
Öfter und seltener die Klappe halten!
Öfter etwas riskieren!

So, mehr zu Selbstdarstellung findet ihr im Ressort Globetrotter.
Read that gefälligst!

Mit freundlichen Grüßen,
der Egomane

Nico Drimecker
(der Autor ist StudiVZ- und MySpace-Profilbesitzer)

Werbeanzeige

That's show business!

► „Dreamgirls“ legen einen durchwachsenen Auftritt hin



Singende Schauspieler sind entweder überraschend großartig oder peinlich. Gleiches gilt umgekehrt. Der Musical-Streifen „Dreamgirls“ bietet beide Spezies: Jamie Foxx und Eddie Murphy singen, Beyoncé Knowles und Jennifer Hudson versuchen sich als Aktrici. Der Film zeichnet den Aufstieg der Girlgroup „Dreamettes“ (später „Dreams“) von Backgroundsängerinnen zum angesagtesten Motown-Showact nach – unzählige Parallelen zu Diana Ross & The Supremes sind offensichtlich und gewollt. Vor allem das Drama um Bandmitglied Effie (Hudson), die zugunsten der schöneren, aber schlechteren Sängerin Deena (Knowles) abserviert wird, verleiht der Geschichte emotionale Tiefe. Dazu trägt die großartige Leistung von Murphy als Soullegende James Early bei, dessen Darstellung stark an James Brown erinnert. Musikstar Beyoncé hingegen glänzt vor allem durch ihre makellose Schönheit, im Vergleich zu Hudsons gewaltigem Organ wirkt ihre Stimme fast piepsig. So ist es auch kein Wunder, dass Hudson für ihre Rolle mit zahlreichen Preisen, u.a. dem Oscar, überhäuft wurde. Richtig gute Laune macht der Film trotzdem nicht. Die Handlung ist vorhersehbar und die Songs wirken durch ständige Präsenz irgendwann ein wenig aufgesetzt. Der Groove ist aber durchaus akzeptabel – daher sei R'n'B- und Soulfans der Soundtrack nahe gelegt. (km)

Das geht unter die Haut

► Doku-Serie über Kunst des Tätowierens als DVD-Reihe



Während die meisten TV-Sender momentan auf Tier- und Auswanderer-Dokus setzen, widmet sich der Männer-Kanal DMAX seit kurzem u. a. der Welt der Tattoos. Ein Phänomen, das aber nicht nur die Herren der Schöpfung faszinieren dürfte. Umso mehr ein Grund, die „Miami Ink – Tattoos fürs Leben“-DVDs beiden Geschlechtern näher zu bringen. Die Serie rund um den Tattoo-Shop in Miami Beach wird seit 2005 von dem US-Sender TLC produziert. Dreh- und Angelpunkt ist der Laden „Miami Ink“, den Tattoo-Künstler Ami James mit Freunden zu Beginn der Serie eröffnet hat. James versammelt dort Tätowierer der Extraklasse: Chris Nuñez, Darren Bass und Chris Garver gelten in der Szene als die Besten. Hinzu kommt der ewig gestresste Lehrling Yoji Harada. Gezeigt wird das Miteinander der Freunde, aber natürlich steht deren Arbeit im Mittelpunkt. So ist der Zuschauer dabei, wie individuelle Tattoos entstehen und erfährt, welche Bedeutung das Kunstwerk für den jeweiligen Kunden hat. „Miami Ink“ gewährt nicht nur einen Einblick in eine der ältesten Künste, sondern vermittelt auch die Motivation und sozialen Hintergründe der Menschen, die sich mit Tattoos schmücken. Und das kann auch für Leute, die dem „ewigen Körperschmuck“ nichts abgewinnen können, sehr unterhaltsam sein. (km)

Wer ist Mankell?

► Nesser: der ungekrönte König des Schwedenkrimis

Vor einiger Zeit endete die Hakan Nesser-Krimireihe in der ARD. Mit den Filmen hat man mal wieder bewiesen, dass Regisseure von manchen Büchern besser die Finger lassen sollten. Das gilt auch für die Romane von Nesser, dem nach Henning Mankell erfolgreichsten schwedischen Krimiautor. Im Gegensatz zu seinem Kollegen scheint Nesser aber fernab der Heimat wesentlich unbekannter zu sein. Dabei muss er sich keineswegs verstecken, schreibt er doch mindestens ebenso spannend wie subtil.

Der Ex-Gymnasiallehrer startete seine Schriftstellerkarriere Ende der Achtziger mit einem nur von den Kritikern gefeierten Liebesroman, bevor er in den Neunzigern mit den Van Veeteren-Krimis internationalen Ruhm erlangte. Die inzwischen abgeschlossene Reihe um den eigenbrötlerischen Kommissar glänzt wie alles von Nesser durch bildreiche Beschreibungen einer nordischen Landschaft, die nie explizit benannt wird, tiefgründige Charakterdarstellungen und sorgsam verflochtene Handlungen, die oft von unerträglicher Spannung geprägt sind. Nessers Werke sind mehr als Krimis oder Thriller; sie laden ein in eine Welt, unter deren geordneter Oberfläche das Böse brodelt. Zum Einstieg seien „Das grobmaschige Netz“ oder „Und Piccadilly Circus liegt nicht in Kumla“ empfohlen. (km)



Webtipp: Auf Sparkurs

► Studenten bezahlen bei Onlineshops oft weniger

Studieren ist nicht billig. Was liegt da näher, als den Studentenstatus zu nutzen und ab und an ein Schnäppchen zu schlagen? Im Internet gibt es inzwischen unzählige Shops, die sich ganz oder teilweise dem Geschäft mit rabattierten Produkten für Studenten widmen. Hier eine kleine Auswahl. Aus studentischer Sicht unverzichtbar ist der PC – viele ziehen heutzutage jedoch den teureren Laptop vor. Die Onlineshops Notebooksbilliger.de, Studentbook.de und der Store.Apple.com machen das Geldausgeben ein wenig erträglicher. Billiger telefonieren bzw. surfen kann man mit der Telekom, wenn man seinen Anschluss auf Uni-home.de bestellt. Dort spart man den Bereitstellungspreis und erhält vergünstigte Tarife. Ähnlich verhält es sich bei den vier großen Mobilfunk Providern, allesamt bieten Studententariife auf ihren Webseiten an. Will man den Urlaubsort möglichst günstig erreichen, bucht man seinen Flug z.B. bei Statravel.de. Hier kann man nach Studi-Tarifen suchen, die jedoch oft an bestimmte Konditionen geknüpft sind. Einen Rabatt-Rundumschlag bietet Unimall.de: Man kann neben Technik auch Modeaccessoires etc. kaufen. Trotz aller Euphorie sollte man die Preise mit „normalen“ Anbietern vergleichen. Denn auch hier lauert die Gefahr, mit vermeintlichen Sonderangeboten über den Tisch gezogen zu werden. (km)



Impressum

Herausgeber:

Univativ – Das Lüneburger Hochschulmagazin e.V.

Anschrift der Redaktion:

Scharnhorststraße 1

21335 Lüneburg

E-Mail: univativ@uni-lueneburg.de

Internet: www.uni-lueneburg.de/univativ

Redaktionsleitung: Roland Ahrendt, Svenja Kühlke, Karoline Mohren

Geschäftsführung und Anzeigen: Max Gabrian

Presse und Öffentlichkeitsarbeit: Franziska Pohlmann

Layout/Produktion: Clarissa Möller

Ständige Redaktionsmitglieder: Roland Ahrendt, Helene J. Baumeister, Anna S. Berger, Annika Cornils, Nico Drimecker, Julia Emmel, Martin Gierczak, Svenja Kühlke, Katja Liening, Saskia Littmann, Gunnar Maus, Karoline Mohren, Lennart Meyer, Clarissa Möller, Franziska Pohlmann, Bettina Printz, Sabine Dupont, Sandra Simon, Julia Zimmermann

Schlussredaktion: Annika Cornils

Druck: Druck Grafik Service GbR Lüneburg

Redaktionssitzungen:

Nach Bedarf mittwochs,

Infos unter univativ@uni-lueneburg.de

Erscheinungsweise: vier Mal jährlich

Auflage: 2500

Die Univativ-Ausgabe 53 erscheint Mitte Dezember.
Redaktionsschluss: Ende November 2007

Für unverlangt eingesandte Fotos und Manuskripte wird keine Haftung übernommen.
Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen von Leserzuschriften vor.

Lüneburg im 19. und 20. Jahrhundert: Einblicke in die Stadtgeschichte

Du studierst in Lüneburg – aber was weißt Du eigentlich über Geschichte die Stadt? Lüneburg hat eine spannende Vergangenheit. Das gilt nicht nur für das Mittelalter, sondern auch für die Moderne. Die geschichtlichen Großereignisse des 19. und 20. Jahrhunderts, wie Industrialisierung und Urbanisierung, hinterließen ebenso wie politische und kulturelle Umbrüche auch in Lüneburg ihre Spuren. Das Lehrgebiet Sozial- und Kulturgeschichte der Leuphana Universität Lüneburg lädt alle Interessierten ein, im Rahmen einer Vortragsreihe diese lokal- und regionalgeschichtlichen Veränderungen näher kennen zu lernen.

25. Oktober

„Lüneburger Bilder aus dem 19. Jahrhundert“
Dr. Eckhard Michael

8. November

„Industrialisierung Lüneburgs im 19. Jahrhundert“
Dr. Christian Lamschus

22. November

„Die Presse im Raum Lüneburg während der Weimarer Republik“
Prof. (apl.) Dr. Peter Stein

6. Dezember

„Lüneburg während der NS-Zeit“
Prof. (em.) Dr. Dirk Stegmann

10. Januar

„NS-Zwangsarbeit in der Region Lüneburg“
Dr. Nils Köhler

24. Januar

„Alltag Lüneburgs in den 1950er Jahren“
Hilke Lamschus

**Ort: Heinrich-Heine-Haus,
Am Ochsenmarkt 1
Zeit: 18.00-19.30 Uhr**

Weitere Informationen:

<http://www.uni-lueneburg.de/fb3/geschichte/>

Eine Veranstaltung des Lehrgebietes Sozial- und Kulturgeschichte der Leuphana Universität Lüneburg zum Wissenschaftsjahr 2007.

Werbeanzeige